(H. lit. U.)
275
t

H. lit. U.
275 t
Strümpell

Die Universität

und

das Universitätsstudium.

Von

Dr. Strümpell,
außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Dorpat.

Mitau und Leipzig,
G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meinem Freunde

Christian von Stein.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Erstes Kapitel.	Die principiellen Gesichtspunkte	1
Zweites Kapitel.	Die Herleitung des Begriffs der Universität .	9
Drittes Kapitel.	Das erste Merkmal im Begriffe der Universität .	16
Viertes Kapitel.	Das zweite Merkmal im Begriffe der Universität.	30
Fünftes Kapitel.	Das dritte Merkmal im Begriffe der Universität.	41
Sechstes Kapitel.	Die Bedeutung und der Zweck des Studiums.	51
Siebentes Kapitel.	Die innere Methode des Studiums . . .	63

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Die principiellen Gesichtspunkte.

Die Erörterung, welche hier beabsichtigt wird, kann ihren Gegenstand nicht unmittelbar ergreifen; sie will weder eine historische Darstellung, noch eine empirische Analyse desselben geben: sie bezweckt, die Idee der Universität und deren Gültigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und der Erfahrung nachzuweisen. Dazu gehört, daß zuvörderst der innere Erkenntnißgrund, der zugleich die wirkende Ursache für die Universität als vorhandene Erscheinung erblicken läßt, angegeben und von ihm aus die Natur derselben, ihr Begriff und ihr Wesen gesucht werde.

Die Universität gehört in die Reihe der organischen Producte socialer Thätigkeit. Geschichte und Erfahrung belehren uns, daß die Formbildung solcher Producte von der allgemeinen Regel keine Ausnahme macht, der zu Folge nicht bloß Allem, was die äußere Natur als organisches Gebilde darbietet, sondern auch den Werken der Menschen in ihrem Verkehre, der Familie, den vielfältigen geselligen Verbindungen, dem Staate und den Völkerverhältnissen ein von innen heraus wirkendes Princip zum Grunde liegt, von dessen Regsamkeit und Entfaltung die sichtbaren Gestalten, dort wie hier, abhängen.

Für die Natur hat die Sprache diese innere Ursachlichkeit, deren Existenz mit Gewißheit vorausgesetzt, deren wirkliche Be-

schaffenheit jedoch von den Meisten für unbekannt gehalten wird, mit dem Namen Lebenskraft, für die Menschheit und deren Geschichte mit dem Namen Geist belegt. Mag auch dem letzteren Ausdrucke ein verschiedener Sinn gegeben werden: auf eine richtige Benutzung seines Gedankens kommt es an, wenn ein Verständniß irgend eines organischen Productes socialer Thätigkeit gewonnen werden soll. Auf den Geist muß jedes Glied der langen Kette als auf das Erste zurückgeführt und wiederum von ihm aus das Einzelne in seiner Existenz und Zusammengehörigkeit mit dem Complexe der menschlichen Verhältnisse begriffen werden.

Man kann die philosophische Speculation über das Wesen des Geistes bei Seite setzen; man kann die Frage, ob irgend ein Denker darüber Aufschluß gegeben, dem Streite entziehen, dadurch, daß man sie nicht aufwirft. Alsdann läßt sich ohne Einrede auch hier der Weg, den die biologischen Naturwissenschaften mit Erfolg eingeschlagen haben, als ein wahrscheinlich richtiger benutzen; das heißt: man sucht die verschiedenen Arten der Aeußerung der vorausgesetzten Ursache auf, verfolgt diese in ihrer eigenthümlichen Entwickelung und bemächtigt sich so wenigstens der Gesetze, die das Werden der Producte beherrschen. Auf unseren Fall angewandt, wird hiernach verlangt, daß man, um überhaupt jenen Grundgedanken zu Folgerungen gebrauchen zu können, in dem geistigen Principe selbst mindestens gewisse Hauptarten seiner Regsamkeit unterscheiden und diese als Dasjenige nachweisen müsse, wovon die äußere Formbildung der menschlichen Einrichtungen der Erfolg ist. In dieser Weise soll, wie viel zum Verständnisse des Späteren gehört, mit alleiniger Rücksicht auf unseren Gegenstand in der Kürze angegeben werden.

Das Primitive, worin der Geist sich zeigt, liegt in einer Reihe von inneren, durch das Aeußerliche vermittelten Erregungen, deren Hauptglieder in den Arten der sogenannten Sinnesempfindungen bekannt sind, verbunden mit derjenigen Thätigkeit, wodurch er sich aus denselben den anschaulichen, in unzählbaren

Formen ihn umgebenden Schmuck, oder, wie wir es nennen, die Welt, die Umhüllung unserer selbst, als ein Bild der unsinnlichen Realitäten außer uns gestaltet.

Ist diese Gestaltung, wie weit sie jedesmal innerhalb der ihr entsprechenden Thätigkeit gedeihen kann, beendigt: dann würde, wenn keine neue Art geistiger That dazuträte, das Individuum ein in der bloßen Anschauung verlorenes, und unser Geschlecht nur ein empfindender Spiegel der objectiven Natur sein.

Mag sich auch theilweise die dieser Stufe entsprechende Form des äußerlichen Verhaltens an gewissen Individuen oder, wenn man will, selbst an gewissen der Natur noch ganz nahe stehenden Völkerstämmen entdecken lassen: rein und isolirt kann man sie nur in der Abstraction festhalten; im Allgemeinen hat sie für sich in der Wirklichkeit kein Bestehen.

Einerseits nämlich ist es ohne Zweifel die Gebundenheit des Geistes an die physischen Verhältnisse, die in ihm eine neue Thätigkeit hervorruft, durch welche er, aus der Ruhe der Empfindung aufgestört, in den Strom der Begehrung gezogen und mit dieser auf das Gebiet der Handlung, allgemein, der unzweifelhaft von innen hervorgehenden und von da aus geleiteten Bewegungen versetzt wird. Andererseits ist es aber auch die ursprüngliche Regsamkeit des Geistes für sich, die ihn weiter bringt, indem sie theils in der Rückerinnerung der verschiedenen Sinnesbilder das Alte in neuen Verbindungen wieder zurückführt, theils auf Grundlage des schon Gewonnenen sich in einem Triebe nach vermehrter Empfindung, in einem Streben nach weiterer und erschöpfender Ergänzung äußert. Beides ist zugleich von einem angenehmen, von einem Lustgefühle begleitet.

Die mit Wohlgefühl verbundene Reproduction der Sinnesbilder, die ein Phantasiren in innerlichen Anschauungen ist, sowie das Verlangen, den schon vorhandenen Vorrath von Empfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen noch zu vermehren: in Beidem haben wir geistige Kräfte anzuerkennen, die bei der Formbildung unseres fraglichen Gegenstandes noch jetzt wirksam sind.

Die letztere Regung, der Erfahrungstrieb, sucht die aus den ursprünglichen Actionen des durch die Sinne vermittelten Empfindens entstandene räumliche und zeitliche Umhüllungssphäre, die äußerlich vorgestellte Welt, durch zerlegende oder zusammenfassende Anschauung zu erweitern. Sobald der Geist in seinem Causalzusammenhange mit dem unsichtbaren Aeußeren ein Bild von seiner nächsten Umgebung geschaffen hat, beginnt sowohl in Bezug auf die einzelnen Bestandtheile desselben, als auch auf jede neue Erscheinung, die zu ihm hinzukommt, jene eigenthümliche Regsamkeit, wodurch das Gesehene, Gehörte, Betastete u. s. w. noch tiefer in die innere Wahrnehmung versetzt, und andererseits zum fortstrebenden Triebe, noch mehr wahrzunehmen, umgewandelt wird. Diese Regsamkeit ist, wie gesagt, mit Wohlgefühl verbunden: es macht das Sehen und Hören selbst Lust, das Betasten der Dinge ist angenehm. Jeder muß dies aus seiner eigenen Kindheit wissen oder kann es täglich beobachten: Jeder wird finden, daß der Geist unwillkührlich diesem Streben nach Erweiterung seines Wahrnehmungskreises durch Besehen, Betasten u. s. w. huldigt.

Eben dieser Trieb ist es nun, der, allerdings in Verbindung mit anderen Geistesthätigkeiten und durch diese benutzt und methodisch veredelt, allen sogenannten empirischen Studien der Erwachsenen zum Grunde liegt. In ihm ruht das Verlangen des Physikers, den Erscheinungen des Lichtes, der Wärme, der Elektricität nachzuspüren; er bewegt den Chemiker, die Stoffe zu sondern und zu verbinden; er treibt den Geologen, die Erdoberfläche zu durchbrechen und das unter ihr Liegende zu schauen; er jagt den Botaniker, Zoologen und Geographen von einem Lande zum anderen, von einem Meere in's andere; er lenkt die Hand des Astronomen mit dem Fernrohre in alle Richtungen des unermeßlichen Weltraumes. Eben dieser Trieb, den schon vorhandenen Reichthum der Vorstellungen von der äußeren Welt zu vergrößern, ist es ferner, der den Blick des Geistes einerseits über die Gegenwart hinweg in die Zukunft richtet, um zu er-

fahren, was sein wird, ihn andererseits und noch häufiger in die Vergangenheit zurücklenkt, um zu erkunden, was früher war. Oder mit anderen Worten: er veredelt sich zu dem historischen Interesse, das den Geschichtsforscher die Erlebnisse, Sitten, Gebräuche, Wohnungen, Geräthe, Sprache, das öffentliche und privatliche Leben der Völker der Vorzeit nachzubilden, in die gegenwärtige innere Erfahrung zu bringen antreibt. Wir nennen der Kürze wegen diese Thätigkeit des Geistes in ihrem ganzen Umfange die Empirie.

Die andere gleichfalls allgemein menschliche Regsamkeit hat ihren Sitz in der mit Lust und Wohlgefühl verbundenen Reproduction bildlicher Vorstellungen. Die Erinnerung, wurde gesagt, führt das Erfahrene nicht bloß als solches, sondern in vielfach umsetzenden Combinationen zurück; die geistige Assimilation ist eben so wenig Ruhe, wie die physiologische. Der Geist bildet sich weit über die von der Erfahrung gegebene Vorstellungswelt hinaus eine rein innerliche Anschauungswelt. In dieser verweilt die vorstellende Thätigkeit bald abgeschlossen für sich, bald tritt sie aus ihr in die erfahrungsmäßigen Vorstellungsreihen zurück: beide Gebiete gewinnen zahlreiche Verknüpfungen durch identische oder verwandte Glieder. Jede Verknüpfung solcher Art kann aber zugleich einen Uebergang in körperliche Bewegung vermitteln, und bewirken, daß die innerliche phantasirende Regsamkeit sich in die äußere Umgebung fortsetzt, und zwar so, daß sie entweder ihrem eigenen Verlaufe gemäß die letztere in der körperlichen Bewegung nachformt, oder aber, daß sie umgekehrt von der Umgebung selbst, von der wirklich stattfindenden Anschauung geleitet wird. In solcher Art äußert sich jene Regsamkeit wie ein innerer Bildungstrieb, der entweder die bildlichen Vorstellungen und deren Combinationen verkörpert und insofern productiv, oder die körperlichen Objecte in gebundener Anschauung nachproducirt und insofern bloß nachahmend ist.

Die Bedeutung dieser geistigen Thätigkeit reicht indeß viel

weiter, als eben angezeigt wurde. Sie ist es, welche überall zum Grunde liegt, wo sich im Bewußtsein den räumlichen und zeitlichen Vorstellungsformen Analoges bemerkbar macht. Sie dehnt sich über alle Arten des formgebenden Handelns aus, von der Production der einfachsten regelmäßigen Bewegung des Fingers oder des Auges, von den Anfängen der Lautarticulation, von der Anfertigung eines schmucklosen Geräthes oder der rohesten Zeichnung an bis zu der genialen Gestaltung vollendeter Werke hinauf. Indem sie sich des historischen Vorstellungsstoffes oder des vorhandenen schon höher gebildeten Inhaltes im Geiste bemächtigt, wandelt sie sich bald in eine ästhetische, bald in eine sittliche, bald in eine theoretische Künstlerin um, je nachdem die sie begleitenden Gefühle der Schönheit oder dem Guten oder der Wahrheit verwandt sind. Oder mit anderen Worten: die genannte Thätigkeit ist die erste und noch jetzt wirkende Quelle aller Künste, der nützlichen und der schönen, der gelehrten und der ethischen formgebenden Aeußerungen des Geistes, deren späterer Standpunkt freilich wiederum, wie der jetzige Standpunkt der Empirie, erst durch die allmälige Verbindung des ursprünglichen Bildungstriebes mit anderen Elementen schon gewonnener Cultur hervorgerufen ist. In solcher Allgemeinheit nennen wir diese Thätigkeit die Kunst.

Theils gleichzeitig mit den bisher erwähnten Processen, theils darauf folgend machen sich aber noch höhere Geistesformen geltend, welche für die Auffassung nach zwei Seiten auseinandertreten.

Einmal nämlich gelangt der menschliche Geist nicht bloß über die Wahrnehmung hinaus zur Erfahrung, und nicht bloß über die Erinnerung hinaus zur Kunst, sondern, weil der Stoff der Wahrnehmung und der Erinnerung sich in die Form des Begriffes umsetzt, so entsteht in ihm auch eine Bewegung unter Begriffen. Die Erfahrung und die Geschichte in der Gegenwart und Vergangenheit, das Leben der Menschen und das eigene Bewußtsein sind für den Geist in Folge der Gegensätze

und des Wechsels der Erscheinungen, wie in Folge zahlreicher Conflicte, die der Verkehr mit ihnen erzeugt, eine reichhaltige Quelle zunächst für ganz neue Vorstellungs- und Begriffsverbindungen, dann aber auch für mannigfaltige Gefühle, aus denen sich wiederum eine Reihe gewisser Unterschiede immer klarer herausbildet, welche den Geist zu einer höheren, denkenden Auffassung der Welt und seiner selbst nöthigen. Diese Unterschiede liegen auf der objectiven Seite besonders in den Gegensätzen zwischen dem Dauernden und Vergänglichen, dem Nothwendigen und Zufälligen, dem Freien und Gebundenen, dem Ursprünglichen und Gewordenen, dem Seienden und nur Scheinbaren; auf der subjectiven Seite besonders in den Gegensätzen zwischen dem Zweckmäßigen und Zweckwidrigen, dem Schönen und Häßlichen, dem Guten und Bösen, zwischen Meinung und Wissen.

Die Macht dieser Gegensätze, sowohl in je einem ihrer Glieder, wie in ihrer feindlichen Stellung gegen einander, durchdringt stillschweigend nicht bloß die Gebiete der Empirie und der Kunst, sondern dehnt sich auch wegen der ihnen entsprechenden widerstreitenden Urtheile auf die Dinge und Begebenheiten, wie auf die hineingreifenden Actionen des Geistes selbst aus. Wo sie hierbei stark genug gefühlt und klar und deutlich genug wahrgenommen werden, so daß die Schnelle des Lebens sie nicht mit fortreißt und dem verweilenden Auge des Geistes wieder entzieht: da keimt aus ihnen ein neuer Trieb, eine theoretische Strebung hervor, die den Widerstreit zu schlichten, zwischen jenen Mächten eine Rechtsgränze zu ziehen, durch Sonderung und Einigung in das dunkele Begriffschaos Licht zu bringen sucht. Wie weit diese Thätigkeit fortschreitet, so weit macht der Geist durch jeden Act derselben eine neue höhere Erfahrung; in dieser stellen sich leitende Kriterien, Grundsätze, allgemeine Normen für Urtheil, Schluß und Handlung fest; diese wiederum sammeln sich nach eigenthümlichen Gesetzen neben und unter einander und flechten ihre Consequenzen, bald unter dem Einklange, bald unter dem Widerspruche der Thatsachen der Natur und des

Geistes, so lange, bis beide Sphären, des Denkens und des Thatsächlichen, congruent geworden sind. Bei sich selbst verweilend schwebt dann jene Thätigkeit scheinbar über der Empirie, wie über der Kunst; ihren Ursprung und ihre Bestimmung aber nicht verläugnend wird sie von beiden stets zu diesen zurückgezogen und haucht ihnen leitend, ordnend und umbildend Wissen und Gewißheit ein. Dadurch geschieht es, daß ihre Resultate nicht mehr wie die der Empirie bloße Kenntnisse, noch wie die der Kunst bloße Fertigkeiten, sondern Erkenntnisse sind, die in ihrer Gesammtheit und ihrem organischen Zusammenhange die Wissenschaft ausmachen. Wir nennen diese Thätigkeit des Geistes in solcher Art die Speculation.

Endlich äußert sich der Geist noch in einer vierten Regsamkeit, deren Bedeutung darin liegt, daß, während sie nachweislich mit der Empirie, Kunst und Speculation gleichzeitig entspringt, sich in ihr doch eine Macht offenbart, die nicht bloß früher, als jene, im Individuum wie in unserem Geschlechte eine unvertilgbare Herrschaft erlangt, sondern auch durch jene hindurch den Geist erst in seiner innersten Eigenthümlichkeit, wie in der abschließenden Richtung zu seiner wahren Bestimmung erblicken läßt. Indem die Lebensformen derselben sich thatsächlich nach dem Zeugnisse unserer Geschichte so, wie eben angegeben, verhalten: ist es für unseren Zweck erlaubt, ohne abweichenden Auffassungen Eintrag zu thun, ihre Erscheinung im Geiste auf gegebene Momente zu beziehen. Diese findet man unverkennbar theils überhaupt in einer Reaction der Erfahrungswelt auf den Geist, theils in den besonderen Reactionen, welche in der fortschreitenden Empirie, Kunst und Speculation die Natur und die Geschichte auf ihn ausüben. Der Geist stößt, dort wie hier, an unüberschreitbare Gränzen, die ihn die Geringfügigkeit und das Unsichere seiner Erfahrung, die Schwäche seiner Fertigkeiten, das Unvermögen seiner Erkenntniß fühlen lassen. Die Räthsel der Natur, der Geschichte und des eigenen Bewußtseins sind für den Forschenden von der-

selben Wirkung, wie die unauflösliche Abhängigkeit von der Natur und dem allgemeinen Leben; sowie andererseits die Spuren der Vernunft in der Welt für den Forschenden nicht undeutlicher reden, als die eingeborene Sprache des Herzens für Jeden ohne Ausnahme. Da diese Wirkung nicht von den Graden der Empirie, noch der Kunst, noch der Speculation abhängt, so liegt sie überall in jenen Grundregungen der Bewunderung, der Demuth, der Hoffnung, der Ahnung, die sich bei fortschreitender Cultur in den gewissen Glauben an ein unnennbar erhabenes, allmächtiges, weises und gütiges Wesen umwandeln. In welcher Art dies aber auch geschehen und welcher bestimmtere Vorstellungs- oder Begriffskreis sich entweder aus jenen Grundregungen herausbilden oder zu ihnen hinzukommen und sich ihrer bemächtigen mag: immer ist der Erfolg und kann kein anderer sein, als daß der Geist erst in dieser Umwandlung seinen Ruhepunkt, den Abschluß seiner Entwickelung erstrebt. Diese Strebung, als gesinnungsvolle Lebensform des Geistes, nennen wir in solcher Allgemeinheit die Religion.

Zweites Kapitel.

Die Herleitung des Begriffs der Universität.

Die vier Arten geistiger Regsamkeit, die Empirie, die Kunst, die Speculation und die Religion, sind es, die für alle Bildungsanstalten überhaupt und insbesondere für die Universität die festen und allgemein gültigen Beziehungspunkte abgeben, auf die man, um deren wesentliche Bedeutung zu begreifen, stets zurückblicken muß. Wo von einer Bildungsanstalt die Rede ist, da wird man immer die eine oder die andere von diesen Reg-

samkeiten, oder eine Verbindung derselben, oder alle auf einmal als Dasjenige vorausgesetzt finden, von welchem aus das Lehren und Lernen beginnt und zu welchem das Lehren und Lernen hinführt. Dies ist so unmittelbar einleuchtend und wird so augenscheinlich von der Erfahrung dargethan, daß es nicht näher braucht auseinandergesetzt zu werden.

Wohl aber ist zu bemerken, daß man aus der allgemeinen Giltigkeit jener Thätigkeiten nicht den Schluß ziehen darf, als ob in ihnen auch schon die Reihe der specifischen Unterschiede gegeben sei, nach denen die Bildungsanstalten sich von einander absondern, so nämlich, daß der Begriff der letzteren bestimmt wäre, dadurch, ob sie entweder allein von der Empirie, oder allein von der Kunst u. s. w., oder von einer Combination derselben, oder von ihnen allen beherrscht würden, und man mithin nur darüber zu entscheiden habe, welche Voraussetzung für die Universität die giltige sei, um deren Begriff zu gewinnen. Wie leicht auch hierzu der Umstand, daß es etwa Kunstschulen oder Philosophenschulen oder in Bezug auf Empirie Realschulen entweder noch giebt oder gegeben hat, verleiten könnte, so ist dies doch nicht erlaubt, weil solche Trennung immer nur mehr dem Namen, als der Wirklichkeit nach da ist und in aller Strenge gar nicht durchgeführt werden kann.

Um vielmehr zu erkennen, wovon die specifische Verschiedenheit der Bildungsanstalten abhängt, ist es nöthig, verschiedene Verhaltungsarten und verschiedene Gränzen jener Regsamkeiten und Dasjenige aufzusuchen, wodurch diese in die Veranstaltung des Lehrens und Lernens eingeführt werden.

In solcher Hinsicht ist nun zunächst die anziehende Kraft zu beachten, welche in der Gleichartigkeit der mehrere Individuen beseelenden Regsamkeit selbst liegt, unter denen der Eine in irgend einer Art vor den Uebrigen hervorragt. Auf dieser Anziehung, muß behauptet werden, beruht das ursprüngliche Verhältniß zwischen dem Lehrer und den Lernenden, welchem gemäß um den in seiner Weise, sei es in der Kunst oder in einem

Theile der Empirie oder in einem Zweige der Speculation oder innerhalb des religiösen Ideenkreises hervorragend Kundigen und Weisheitsvollen die von verwandter Regung Ergriffenen sich versammeln, weil sie ebenso bereit sind zu lernen, wie jener zu lehren, weil dem Einen die Empfänglichkeit, den Anderen die Mittheilungslust entgegenkommt.

Dieses ursprüngliche Verhältniß zwischen Lehrer und Lernenden nennen wir die natürliche Schule, die eben dadurch charakterisirt wird, daß sich in ihr die Art der Regsamkeit, welche gerade in Thätigkeit ist, mithin also entweder der Erfahrungstrieb oder der Kunstsinn oder die Speculation oder die religiöse Gesinnung, jedesmal in natürlicher Reinheit und von keinem äußeren Motive weder geschwächt noch gelenkt auftritt; oder mit anderen Worten: daß in ihr der ganze und lustvolle Lehrtrieb den Lehrer, der ganze und lustvolle Lerntrieb den Schüler durchdringt, der Eine noch ganz und nur lehrend, der Andere noch ganz und nur lernend ist.

Es leuchtet ein, daß solche Art von Veranstaltung zur Bildung, wo das verwandte geistig den Geist bewegende Interesse Lehrer und Schüler zusammenführt, von ganz besonderen socialen Verhältnissen bedingt wird, welche die moderne Gesellschaft, deren Existenz künstlich ist und die das Individuum gleichzeitig an viele Motive bindet, nicht mehr darbieten kann. Eben deshalb ist dieses Verhältniß bei uns ganz in der Form des gesellschaftlichen Gesprächs oder auch des öffentlichen Bücherverkehrs untergegangen, und dürfte, auch wenn es anginge, selbst auf künstliche Weise nicht wieder nachgebildet werden, schon aus dem Grunde, weil keins von den heutigen Völkern seine Cultur ohne streng systematische Pflege erhalten und vermehren kann.

Dennoch aber muß, obgleich diese natürliche Schule in stehender Form nicht mehr vorkommt, das geistige Moment, welches ihren Begriff bestimmt, ohne Zweifel für den Begriff jeder Bildungsanstalt als giltig und unerläßlich festgehalten werden;

das heißt: man muß als den ersten und hauptsächlichsten Factor im Begriffe jeder Bildungsanstalt die Individualität als solche mit ihrem lustvollen Lehr- und Lerntriebe ansehen. Wo diese fehlt, da fehlt das ursprüngliche Princip der Beseelung.

Das Bestimmende, wodurch nun aus dieser natürlichen Schule und also auch aus dem vorauszusetzenden Lehr- und Lerntriebe unterschiedliche Anstalten mit besonderer Organisation hervorgehen, liegt zum größten Theile entweder in dem Entwickelungsgange des lernenden Geistes selbst, oder aber in der Einwirkung, welche der Lehr- und Lerntrieb von Seiten des gesellschaftlichen Ganzen erfährt, oder endlich in einem gewissen allgemeinen Gesichtspunkte, welcher sowohl die Objecte, wie auch die Methode und den Zweck des Lehrens in einer von den übrigen abweichenden Art feststellt.

Der erste Punkt, von dem ohne Zweifel die Unterscheidung in Elementarschulen, Vorschulen, Schulen der Erweiterung des Wissens u. s. w. abhängt, kann unsere Aufmerksamkeit hier nicht weiter fesseln, als insofern seinetwegen allerdings auch die Universität ihre Vorbereitungsschule bedarf, für welche man das Gymnasium ansieht.

Wichtiger dagegen, und wie sich später zeigen wird, der wichtigste, ist der zweite Bestimmungsgrund, nämlich der Umstand, daß sich heut zu Tage kein Lerntrieb mehr gänzlich loslösen kann und darf von der Beziehung zum gesellschaftlichen Ganzen, zum Staate und zum Leben. Einerseits nämlich muß einleuchten, daß das Individuum nicht bloß der ungeheueren Masse der vorhandenen Cultur gegenüber, sondern auch schon in Folge seiner Gebundenheit an die gegebenen Verhältnisse, in denen es lebt, gezwungen ist, seinen Lerntrieb zu beschränken. Der Einzelne findet sich in einer Vielheit Anderer mit denselben Strebungen; er findet viele Andere schon im Besitze Dessen, was er sucht, und diese Anderen gleichzeitig schon an bestimmten Plätzen mit der Zurückgabe des Gelernten an den Staat und

das Leben beschäftigt: er muß hieraus die Nothwendigkeit abnehmen, unter den vielen Befriedigungen seines Lerntriebes zu wählen und in der Art- und Gränzbestimmung derselben seinen Beruf festzustellen. Andererseits ist ebenso einleuchtend, daß jeder Staat sowohl ein bestimmtes Quantum von Cultur unerläßlich bedarf, als auch die Erhaltung und Erreichung desselben weder dem Zufalle, noch dem Belieben überlassen kann: jeder Staat ist selbst, damit sein großartiges Geschäftsgetriebe im Gange bleibe und auf gute Weise zur Vermehrung des Wohles und der Größe besorgt werde, an ein weitläufiges System von Kenntnissen, Erfahrungen und Fertigkeiten gebunden, die er aus den Formen der geistigen Regsamkeit entnehmen muß. Indem so nun das Individuum dem Staate und dieser den Individuen entgegenkommt, zerlegt sich von diesem Standpunkte aus im Auge des Staates die ganze Masse der ihm nöthigen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten in eine große Anzahl einzelner Zweige, die namentlich zu den Gebieten der Empirie und der Kunst gehören. Uebernimmt zwar auch von der Production dieser absolut nöthigen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten gewöhnlich einen Theil schon eine bestimmte Classe der Unterthanen, z. B. die Classe der mechanischen Künstler und Handwerker, die aus Lehrburschen und Gesellen neue Meister heranbilden, so ist doch einerseits eben dies nur der kleinste Theil, und andererseits bedarf auch er noch früherer Vorkenntnisse und Vorübungen, die nicht ohne besondere Veranstaltungen gewonnen werden können. Deshalb kann es nur der Staat sein, der entweder selbst an die Errichtung von Bildungsanstalten geht, in denen die für ihn nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten gelehrt werden, oder die in diesem Sinne von Anderen errichteten Anstalten überwacht und sich hierdurch, nämlich durch eine vielgliedrige Reihe von Schulen, des gehörigen Quantums geistiger Regsamkeit in bestimmter Weise versichert.

Diese Schulen nun, die aus dem angegebenen Grunde nothwendig und eben deshalb auch immer die zahlreichsten sind,

nennt man am passendsten Specialschulen. Sie haben zwar auch, wie gesagt, ihre Voraussetzung in dem lustvollen Lehr- und Lerntriebe, weil sie sonst nicht gedeihen könnten, aber als Anstalten sind sie durch den Gesichtspunkt der Beziehung des Individuums zum Staate und zum Leben oder der rein praktischen Relation beider zu einander bedingt. Weil ihr Zweck eben hierdurch dahin bestimmt ist, daß sie der Erhaltung und Mittheilung der schon vorhandenen nützlichen und brauchbaren Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten dienen, so ist für sie weder der Unterrichtsstoff, noch die Methode des Lehrens und Lernens schwer zu bestimmen. Ihr Stoff liegt, wie gesagt, vorzüglich in der Empirie und Kunst; sie entlehnen ihn aber auch zum Theil von der Speculation und Religion, dann jedoch immer als etwas Fertiges und Abgemachtes, das sich aus dem Gesichtspunkte des Nützlichen und Zweckmäßigen schon erprobt hat. Ihre Methode geht darauf aus, den Lernenden schnell und sicher zu der speciellen, d. i. einseitigen Vollendung zu führen, indem die Individualität, was sie sonst in ihrem Lerntriebe noch erstreben möchte, der Voraussetzung nach dem praktischen Zwecke, wenn auch nicht völlig opfern, doch hintenan stellen muß.

Auch jener dritte Bestimmungsgrund endlich, der in einem über die Individualität und den Staat als solchen hinausgehenden Gesichtspunkte liegt, hat schon längst für den Lehr- und Lerntrieb eine bestimmte Veranstaltung geschaffen. Um diesen Gesichtspunkt zu erkennen, ist es nur nöthig, daran zu erinnern, daß die geistige Regsamkeit als Empirie, Kunst, Speculation und Religion in ihrer Fortbildung sich allmälig als eine eigene mit absolutem Werthe begabte Kraft geltend gemacht hat, welche den Auffassenden, je mehr er davon selbst in sich trägt, desto gewisser zu einer freien Anerkennung nöthigt. Die Zeit, wo dieser Standpunkt von einzelnen hervorragenden Individuen, wie unstreitig diejenigen Männer waren, die solchen Gesichtspunkt zuerst faßten, der Errichtung einer ihm entsprechenden Bildungsanstalt zum Grunde gelegt wurde, gehört zu dem Epochema-

chenden in der Culturgeschichte nicht bloß des einzelnen Volkes, sondern unseres Geschlechtes: denn von diesem Standpunkte aus erscheint die Bildung um der Bildung willen nicht bloß als eine individuelle oder nur staatliche, sondern als eine Angelegenheit der Menschheit. Man kann aber auch behaupten, daß dieser Standpunkt von vielen Staaten unserer Zeit selbst eingenommen ist, weil, auch wenn sie keine Universitäten, auch keine Akademien aufzuweisen hätten, auf ihn schon der Umstand bezogen werden muß, daß sie in ihre Specialschulen, mit wenigen Ausnahmen, auch solche Gegenstände aufnehmen lassen, deren Lehren und Lernen nicht allein durch die ausschließliche Beziehung auf den Staat motivirt werden kann. Das heißt mit anderen Worten: die Staaten haben die Cultur nicht bloß zu einer Staats-, sondern eben zu einer Culturangelegenheit gemacht und gehen darauf aus, sich dadurch selbst zu einem Cultursysteme auszubilden*).

Es fragt sich jetzt, was dieser Gesichtspunkt, auf den Lehr- und Lerntrieb angewandt, bedeutet, um was er, wenn man ihn sogleich an der äußersten Gränze seiner Hoheit und Würde auffaßt, für diesen Trieb erwirkt. Darauf soll ohne Umschweif zunächst in kurzen Sätzen geantwortet werden, deren Ausführung dann das Nachfolgende enthalten wird. Nämlich:

1) Die Pflege der Cultur um der Cultur, um dieses höchsten Kennzeichens der menschlichen Gattung willen, in einer eigenen Anstalt, kann nur eine der Tendenz der Specialschulen ganz entgegengesetzte einschlagen; d. h. sie kann die Cultur nicht zertheilen, sondern muß sie zusammenfassen, nicht specialisiren, sondern verallgemeinern.

---

*) Das Wort Culturſystem ist hier in dem Sinne gedacht, den es im Systeme der Ethik hat, worüber man Hartensteins Schrift (die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften) nachsehen kann. Unmittelbar unter den Gesichtspunkt desselben fallen auch die höheren Bürgerschulen, die insofern mit den Universitäten coordinirt sind.

2) Es kann mithin dabei weder auf die Empirie, noch auf die Kunst, noch auf die Speculation, noch auf die Religion allein und für sich, sondern es muß auf eine gleichmäßige Berücksichtigung aller vier Hauptformen der Geistesthätigkeit in richtiger Weise ankommen.

3) Es kann aber auch eben deshalb in einer solchen Anstalt sich nicht bloß um irgend eine Masse als solche, nicht um einseitige Vertiefung in die langen Reihen der Kenntnisse aus den Gebieten der Empirie, Kunst, Speculation und Religion, sondern es muß sich darin um die Qualität und die Intensitätsgrade der Geistesregsamkeit selbst und zwar in der Weise handeln, daß in der vollendeten Form der Empirie auch die der Kunst, Speculation und Religion und so in je einer die übrigen Formen nach dem Maximum der Intensität und Reinheit enthalten sind. Damit dies möglich werde, muß in jeder der genannten Formen geistiger Regsamkeit der Höhepunkt der vorhandenen Allgemeincultur repräsentirt oder wenigstens die Idee desselben ergriffen sein und vom Lehrer mit seinem lustvollen Lehrtriebe getragen, vom Lernenden mit seinem lustvollen Lerntriebe erstrebt werden.

Dies Alles zusammengefaßt und in einer vom Gesetze bestimmten, den genannten Momenten entsprechenden äußeren Lebensform gedacht, ist Dasjenige, was der Begriff der Universität ausdrückt.

Drittes Kapitel.

Das erste Merkmal im Begriffe der Universität.

Es muß den folgenden Erörterungen eine Bemerkung vorangeschickt werden, die außer ihrer allgemeinen Giltigkeit noch zu unserem Gegenstande in einer besonderen Beziehung steht. Wenn man nämlich die angegebenen Bestimmungen, die in ih-

rer Zusammengehörigkeit den Begriff der Universität ausmachen, klar und deutlich im Bewußtsein trägt, so muß sich dabei dasselbe wohlthuende Gefühl regen, das den betrachtenden Geist jedesmal erfüllt, wenn er ein Object von absolutem Werthe in seiner Reinheit erfaßt und dessen wahre und ungebrochene Natur in der Form des erkennenden Denkens vorstellt. So ist es, wenn in das jugendliche von den edelsten Regungen erfüllte Herz zum ersten Male das reine und vollendete Bild der Freundschaft oder der keuschen, stets mit der Schönheit verwandten Liebe eintritt; ebenso auch, wenn der Mann, über den Einzelheiten der vielen Tugenden noch die eine und ganze Tugend ahnend, in einer über jene hinausführenden Anschauung deren Ideal zeichnet: immer wird in diesem und in jedem anderen Falle solcher Art die Seele über das Wirkliche und Thatsächliche hinaus in die beglückende Stille unwandelbarer Vorzüglichkeit gehoben. Solche und andere Ideale werden nun aber von dem kalten und zersetzenden Verstande leicht wieder zertrümmert und der Witz vermag es, sie sogar dem Gelächter und dem Spotte preiszugeben. Das Eine wie das Andere jedoch ist weder der Sache angemessen, noch kann sich der denkende und gleichzeitig sittlich-ernste Geist im Geringsten dadurch irren lassen. Angemessen ist es der Sache nicht, weil alles absolut Werthvolle und Würdige nur der offenen und sich hingebenden Empfänglichkeit seine ursprüngliche Evidenz offenbaren, wo diese nicht ist, auch nicht verstanden werden kann; und irren lassen kann sich der sittlich-ernste Geist dadurch nicht, weil er weiß, daß es unter Menschen nirgends Vollkommenes giebt und er deshalb, um nicht im Unvollkommenen sich zu verlieren, nothwendig einer Haltung von Seiten reiner Gedanken-Wahrheit und -Schönheit bedarf. Dies weiß der Mann aus der Schule des Lebens; der Jüngling aber muß dies im Voraus hören, damit er, von keinem Ideale mißleitet und von keiner Wirklichkeit entmuthigt, den Weg besonnener Lebensführung nicht verfehle.

Diese Bemerkung nun, wurde gesagt, habe neben ihrer all-

gemeinen Giltigkeit noch eine besondere Beziehung zu unserem Gegenstande. Dies leuchtet ein, wenn man bedenken will, daß auch die Universität, aus richtigem Gesichtspunkte aufgefaßt, durch und durch ein Gegenstand von sittlicher Beschaffenheit ist, daß mithin ihr Begriff richtig verstanden auch nothwendig über das Wirkliche hinausführen und der Betrachtung eine ideale Tendenz geben muß. Leicht also könnte sich rücksichtlich des Entwurfs ihrer Idee etwas Aehnliches ereignen, als in Bezug der Ideale vorhin angedeutet wurde: und dies eben ist es, wovon man wünschen muß, daß es in keiner Weise geschehen möchte. Wer freilich auf die Universität mit der Ansicht kommt, daß sie nur eine Anstalt zum Belieben, zur Kurzweil, zum gelegentlichen Lernen sei; oder wer in ihr nur ein Mittel erblickt, sich durch Masse und Menge auf einen bestimmten Platz in der Zukunft durchzuarbeiten; oder wer andererseits die Universität nur als eine Versammlung von Gelehrten ansieht, von denen jeder einen Theil seines Wissens auf gut Glück auszubieten und sich weiter nicht darum zu kümmern habe, wie er es am besten geben und wie man es am besten nehmen solle: für den kann allerdings in gar keiner Hinsicht unsere Betrachtung Werth haben. Vielmehr so wie dort, wo von Freundschaft, Liebe, Tugend, kurz von einem an sich Würdigen die Rede ist, diese immer schon eine dem Würdigen entgegenkommende Stimmung voraussetzt, so setzt auch die Entwickelung des Universitätsbegriffs schlechthin eine sittliche Stimmung voraus, weil nur in dieser die Erkenntniß sich öffnen und das richtige Bild des Ganzen gewonnen werden kann.

Das Erste nun, was in diesem Bilde liegt, wurde die Pflege der Cultur um der Cultur willen und die damit verbundene Tendenz der Zusammenfassung und Verallgemeinerung der Cultur genannt.

Um die Bedeutung dieses Satzes zu verstehen, ist es nicht nöthig, in den Charakter der Specialschulen tiefer einzugehen und daran den Gegensatz zu entwickeln, sondern es ist rathsa-

mer, dies durch eine Erinnerung an die Art und Weise zu erzielen, wie in der Vorschule zur Universität, im Gymnasium, unterrichtet wird.

Das Gymnasium verfolgt allerdings auch den Zweck, den Trieb des Schülers zur Sache als solcher zu nähren, ihn in der freudigen Regsamkeit bildenden Fortschreitens zu fördern und den jugendlichen Sinn mit warmer Liebe zum Guten, Schönen, Wahren und Göttlichen, zur Classicität in jeder Art zu erfüllen. Allein einerseits liegt eben hierin, verbunden mit dem Umstande, daß die Gymnasialjugend auch nur sehr jugendliche Cultur verträgt, der Grund, daß der Unterricht viele Theile der Cultur ganz ausschließen und sich besonders auf deren frühere Zustände, wie sie namentlich das griechische und römische Alterthum darbietet, beschränken muß; andererseits aber kann eben deshalb die Sache selbst auch nie, weder als einzelne in der Vollendung, noch als Theil im Ganzen, als ganze gelehrt und verstanden werden. Während die Empirie, wozu das Geschichtliche, Geographische, Sprachliche, Naturhistorische gehört, und die Religion hervorragend geübt werden, kommt von der Kunst meistens nur so viel in Betracht, als entweder in der Sprache an Dichtern oder Prosaikern geboten oder von der producirenden und nachbildenden Thätigkeit des Schülers innerhalb der Unterrichtssphäre gefordert werden kann; und von der Speculation nur so viel, als im Sinne derselben entweder die Grammatik oder die Lectüre einzelner Schriften oder die Mathematik behandelt wird: alle von eigentlichen Theorien abhängige und in's Leben eingreifende Kunst und die eigentliche Philosophie müssen ausgeschlossen werden und sind es. Was nun aber auch im Gymnasialunterrichte behandelt wird: nimmer ist es seine Aufgabe, dem Schüler ein Ganzes zu geben; nicht die ganze Geschichte, nicht die ganze Grammatik, nicht die ganze Mathematik ist es, sondern eben wieder nur so viel davon, als hinreicht, um das Bedürfniß nach Mehrerem zu nähren und dessen Verständniß vorzubereiten. Ferner wird kein Gegenstand so behandelt, daß

der Schüler entweder jeden ihm dargebotenen Theil als zusammengehörig mit einem Ganzen, oder dieses Ganze wiederum in seiner Zusammengehörigkeit mit anderen Ganzen auffassen und erkennen könnte; das heißt: weder aus dem Gesichtspunkte der systematischen Verbindung, noch aus dem Standpunkte der philosophischen Einheit wird auf dem Gymnasium gelehrt und gelernt, sondern es ist auch hier nur Zweck, daß das Lehren das Bedürfniß für ein anderes noch höheres Lernen erzeuge und der Schüler eben ganz nur Gymnasiast, d. h. ein Sichübender sei, um in den Universitätsunterricht als hinreichend vorbereitet überzugehen.

Der Universitätsunterricht dagegen zeigt nun seinen Unterschied vom Gymnasialunterrichte zunächst im Allgemeinen darin, daß er den Lernenden nicht mehr vorzüglich als mit seinem Geiste in der Vergangenheit stehend, noch so auffassen kann, als ob nach diesem Unterrichte noch ein dritter folgte, sondern daß er ihn ganz eigentlich mitten in die gegenwärtige Blüthe jedes Lehrzweiges versetzen, und zugleich beachten muß, daß das Leben, das weite und breite Getriebe der Wirklichkeit mit seinen Pflichten und Anforderungen es ist, was auf die Universität folgt. Setzen wir auch den letzten Umstand hier bei Seite, weil sonst das Verhältniß der Schule und Wissenschaft zum Leben einer genaueren Betrachtung unterzogen werden müßte, so ergiebt sich doch daraus, daß schon seinetwegen in den Universitätslehrkreis die Reihe der Wissenschaften aufgenommen werden muß, aus denen, wie aus der Anatomie, Physiologie, Pathologie, Rechts- und Staatswissenschaft, unmittelbar eine Kunst hervorgeht, auch wenn diese nicht als Theile der Cultur schon an sich selbst Giltigkeit hätten.

Noch mehr aber liegt der Unterschied darin, daß auf der Universität kein Zweig einer Wissenschaft gelehrt werden soll, ohne daß seine Verbindung entweder mit Vorhergehendem oder Nachfolgendem und sein Zusammenhang mit dem Ganzen der Wissenschaft klar wird. An die Stelle jener Vereinzelung, jenes

Fragmentarischen, das dem Gymnasium angehört, tritt auf der Universität Zusammenfassung, völlige Ergänzung, kurz System, und es ist wesentlicher Zweck, daß jede Wissenschaft in ihrer ganzen Gliederung und jedes Glied im Ganzen der Wissenschaft gelehrt und in diesem Sinne vom Lerntriebe erfaßt werde. Diese Art von Verallgemeinerung, die also in der systematischen Behandlung liegt, giebt dem Lernenden den ersten Anlaß, sein Denken ordnungsvoll bald zu erweitern, bald zusammenzuziehen, sich von jedem Orte aus nach allen Richtungen der Begriffsverbindung zu orientiren und eine gewisse für seinen Lerntrieb unverletzliche innere Gesetzmäßigkeit anzuerkennen.

Allein auch dies reicht noch nicht aus. Weil jede Wissenschaft auf der Universität als gehörig zum Culturganzen gedacht wird, so kann sich auch ihr Lehrer nicht auf die Darstellung des abgeschlossenen Systems beschränken, sondern ist gezwungen, eben dieses System nur als das Schlußglied einer vorangegangenen Bildungsreihe anzusehen. Mit anderen Worten: jede einzelne Wissenschaft muß sich in ihre eigene Geschichte setzen, sich durch eine Darstellung ihrer Entwickelungsepochen gleichsam auch historisch produciren. Dies ist der Grund, warum auf der Universität von jeder Wissenschaft die Geschichte gelehrt wird, die mit dem mehr oder weniger reichen Gemälde ihres gegenwärtigen Zustandes in solcher Art schließt, daß sie für den Lehrenden zwar immer in seinem Systeme und in seiner Methode mündet, durch sie für den Lernenden aber gleichzeitig die Systemfessel gelüftet wird. Denn solche historische Verallgemeinerung läßt den Lernenden die Wissenschaft als in eigener Bildung begriffen erblicken und giebt ihm den Anlaß, nicht bloß die systematische Form seiner Wissenschaft als einziges Kriterium ihrer Wahrheit anzusehen, sondern treibt ihn auch zur selbstthätigen Prüfung ihres Inhaltes.

Hierdurch ferner ist andererseits zugleich der vierte Unterschied des Universitätsunterrichtes von dem in seiner Vorschule, dem Gymnasium, schon angedeutet, der eben darin liegt, daß

das Lehren auf der Universität in seiner wahren Gestalt zugleich ein umsichtiges und einsichtsvolles Prüfen ist, daß, mit den wenigen Ausnahmen, wo entweder die reine Empirie gilt oder die absolute Wahrheit auch schon eine absolute Form gefunden hat, das Lehren einer Wissenschaft auch diejenige Verallgemeinerung anstreben muß, die in der Abwägung des Für und Wider, in der kritisch-methodischen Gewinnung ihres Inhaltes zu Tage kommt. Der Lerntrieb des Gymnasiasten wird in dieser Hinsicht gleichfalls nur vorbereitend geübt, und zwar nur in solchen Lehrzweigen, wo die Gründe der Entscheidung kurz und evident sind, wie namentlich auf dem mathematischen und sittlichen Gebiete; sonst genügt für ihn die einfachste logische Ordnung, in welcher er den Stoff als einen wahren empfängt. Der Lerntrieb des auf der Universität Studirenden dagegen wird von dem Lehren selbst in verschiedene Richtungen, in Abweichungen methodischer Entwickelung, in divergirende Arten der Begründung und Deduction eingeführt, und er soll Selbstständigkeit genug entweder schon haben oder eben hierdurch erreichen, mehrere Begriffsweisen nicht bloß neben einander stehend, sondern auch in ihrer gegenseitigen Aufeinanderwirkung zu fassen, um neben der eigenen im Systeme erhaltenen Ueberzeugung auch andere nicht bloß ertragen, sondern sie auch mit Einsicht prüfen und sich gegen sie halten zu können. Man bemerkt, daß die hieraus resultirende, dem Universitätslehren unerläßliche Verallgemeinerung ganz eigentlich ihren Zielpunkt in einer Reihe gewisser Grundsätze, leitender Gesichtspunkte und Maximen, oder sogenannter Principien hat, von deren Verschiedenheit eben die verschiedene Behandlung einer und derselben Wissenschaft abhängt. Solche Principien kann, was allgemein zugestanden wird, keine Wissenschaft entbehren; vielmehr ist es gerade Sache des wissenschaftlichen Forschens, sie aufzusuchen und entweder aus den gefundenen die Wissenschaft zu produciren oder nach ihnen sie darzustellen. Wie abweichend von einander auch die einzelnen Wissenschaften sich in dieser Hinsicht verhalten und wie ungleich

sogar unter ihnen die Art ist, Principien zu suchen oder die gefundenen zu benutzen: jedesmal erscheint solchen Principien gegenüber das Material der Wissenschaft, das immerhin zu einem logischen Systeme zusammengestellt sein mochte, gleichsam in einem höheren Lichte. Sowohl dieses Licht selbst nun, als auch in ihm den Inhalt der Wissenschaft zu erblicken, d. h. principielle Allgemeinheit festzuhalten und aus ihr das Besondere auffassen und beurtheilen zu können: dies soll der Studirende der Universität lernen und soll ihm gelehrt werden. Wenn dies nicht geschieht, so verschwindet zwischen Universitäts- und Gymnasialunterricht ein Hauptunterschied: es sinkt der erstere auf die Stufe des letzteren herab, und der Lernende fühlt, daß er nicht weiter gebracht wird; er erkennt das alte Gelernte höchstens in einer veränderten Form wieder und vermißt ein gewisses Etwas, das er zwar, gerade je besser vorbereitet er kam, desto gewisser auch ahnte, das ihm aber eben durch die Betrachtung des Gegenstandes aus Principien, aus höheren und allgemeineren Grundsätzen und Gesichtspunkten erst zum klaren Bewußtsein gebracht werden muß.

Zugleich liegt in dieser nothwendigen Eigenschaft des Universitätsunterrichtes der erste Bestimmungsgrund (der erste, weil das gleich nachher zu Sagende hinzugenommen werden muß als zweiter), aus dem sich die Frage nach dem Maße und der Gränze des Lehrens in den einzelnen Gegenständen richtig beantworten läßt. Indem nämlich vorhin hervorgehoben wurde, daß auf dem Gymnasium kein Gegenstand weder in seiner Einzelheit als ganzer, noch in seiner Zusammengehörigkeit mit dem Uebrigen vollständig gelehrt und verstanden werden könne, konnte man vielleicht glauben, es solle die Meinung, daß dies auf der Universität geschehen müsse, so verstanden werden, als ob hier nun etwa alle Geschichte bis zur geringfügigsten Thatsache, oder alles Mathematische bis zum speciellsten Lehrsatze herab und so jede einzelne Wissenschaft bis in das Kleinste müsse gelehrt werden. Dies ist jedoch durchaus nicht gemeint, vielmehr soll gerade

ein solches Sichverlieren des Lehrens im Kleinen und Unwesentlichen nicht geschehen. Eben deshalb aber, damit es nicht geschehe, sondern damit die Wissenschaft als Ganzes und jeder Theil von ihr im Ganzen erscheine und gefaßt werde, ist der Inhalt der Wissenschaft nach Principien und Grundsätzen zu lehren und nur so viel davon und so weit zu lehren, als nöthig ist, um jene Principien und Grundsätze als den Inhalt ergebend oder beherrschend und umgekehrt den Inhalt als jene Principien und Grundsätze tragend oder bestätigend erscheinen zu lassen. In diesem Zwecke hat das Lehren sein Maß; wo es ihn erreicht hat, da ist seine Gränze: denn eben dann ist der Lernende befähigt worden, nicht bloß Princip und Grundsatz im Inhalte und diesen in jenem und so die principielle Allgemeinheit im Besonderen und dieses in jener zu erkennen und festzuhalten, sondern er wird nun auch aus dem richtigen Gesichtspunkte das Uebrige selbst betrachten, seinen Lerntrieb auf richtige Weise im Privatstudium befriedigen und diese Befriedigung so weit ausdehnen können, als es mit seinem anderweitigen Lebenszwecke vereinbar ist.

Allein auch hiermit ist die letzte Stufe der Allgemeinheit, welche der Universitätsunterricht zu erklimmen und auf die er den Studirenden zu versetzen hat, noch nicht erreicht.

Jene *erste* Verallgemeinerung, die *bloß äußerliche*, wodurch die Anzahl der Lehrfächer auf der Universität größer wird, als sie in deren Vorschule ist und sein kann, erweitert den Blick des Studirenden über die einzelne von seinem Lerntriebe ergriffene Richtung hinaus und lenkt ihn zur Beachtung des größeren wissenschaftlichen Körpers, von dem er nur einen Theil zum Studium für sich ausgewählt hat.

Die *andere* Verallgemeinerung liegt in dem Ganzen der logisch geordneten und verbundenen Theile einer Wissenschaft; sie ergiebt die *logisch-systematische Allgemeinheit*, durch welche der Studirende sich gleichsam von jedem Begriffe, von jedem Kapitel, von jedem Abschnitte, von jedem Haupt-

theile aus über den Gesammtinhalt der Wissenschaft orientiren kann.

Die dritte Verallgemeinerung war die historische, wodurch der Studirende seine Wissenschaft in einer langen, meistens in die Culturgeschichte mehrerer Völker eingreifenden Entwickelungsreihe erblickt, sie als die gemeinschaftliche, aber in mannigfaltiger Weise verrichtete That vieler Geister aus vielen Nationen und vielen Zeiten auffaßt und aus dieser Auffassung für sich den Antrieb zu einer vielseitigen historischen Reproduction seiner Wissenschaft hernimmt.

Die vierte Verallgemeinerung war die relativ-principielle, welche die logisch-systematische Allgemeinheit durch die innere Abhängigkeit der Theile und des Ganzen von höchsten Begriffen, Gesichtspunkten und Principien ergänzt; durch sie wird der Studirende sich der Grundgesetze, der den Inhalt erzeugenden Erkenntnißmotive bewußt und in den Stand gesetzt, diesen Inhalt selbst theils in beständiger Beziehung auf die ihn bestimmenden Principien aufzufassen, theils ihn anderen Deductionsweisen gegenüber zu halten.

Durch die Erfüllung dieser an den Universitätsunterricht unerläßlich zu stellenden Anforderungen wird nun sowohl das Lehren wie auch die Bewegung und Richtung des Lerntriebes in solcher Weise bestimmt, daß es allerdings scheinen könnte, als ob dem Geben und Empfangen der in den einzelnen Wissenschaften liegenden Cultur um der Cultur willen und aus Achtung vor ihrem reingeistigen Werthe hinreichend Genüge geleistet sei. Denn wo der Universitätsunterricht so beschaffen sei, da würde, könnte man meinen, jede Wissenschaft auch nur wissenschaftlich getrieben und da würde, wenn nur in den Studirenden der lustvolle Lerntrieb rege sei, auch bei diesen der wissenschaftliche Geist blühen, das Studiren in den Hörsälen und in der einsamen Stube in rechter Art getrieben und, weil solcher Geist und solches Studiren, wo Alles nur darauf in Beziehung stehe, sich in die innerste Persönlichkeit erstrecken

werde, auch das äußerliche Leben der Anstalt, das Betragen der Lehrer und der Lernenden einen schönen Widerschein der inneren Vorzüglichkeit abgeben. Und keineswegs soll geläugnet werden, daß aus solcher Voraussetzung sich jene Folge ergiebt: dennoch aber würde man immer noch Eins an solcher Anstalt, von solchem Geiste durchdrungen, vermissen, und dieses Eine ist eben das Höchste und Nothwendigste.

Verlangt nämlich der Begriff der Universität Verallgemeinerung der in den Wissenschaften liegenden Cultur, so darf diese Verallgemeinerung, d. h. die der Isolirung, Zersplitterung, der einseitigen Specialisirung entgegengesetzte Tendenz zur Verbindung, ohne Zweifel nicht auf die einzelne Wissenschaft für sich und deren Pflege innerhalb ihres eigenen Kreises allein bezogen werden, sondern sie muß auch die Totalität, den ganzen Organismus der Wissenschaften treffen. Näher betrachtet würde unter den früheren Voraussetzungen die Universität doch wiederum nur als ein Aggregat von Specialschulen erscheinen, wenn auch in einem besseren und edleren Sinne, als diesem Begriffe an sich zukommt: die Wissenschaften würden als einzelne, mit Gränzzeichen genau umgebene Gebiete nur neben einander stehen, und hieraus leicht die Folge entspringen, daß diese Gränzen sich im Auge der Studirenden alsbald in beliebte Schranken ihres Lerntriebes umwandelten und ihnen die Meinung einflößten, was jenseit derselben liege, gehe sie ganz und gar nichts an. Ja, da die menschliche Natur, einmal in eine falsche Richtung gebracht, zumal bei der Jugend, leicht das Aeußerste erreicht und im Besitze desselben sich noch mit einseitigem Stolze verbindet, so dürfte man sich nicht wundern, wenn zu jener Isolirung sich auch alsbald noch gegenseitige Verachtung und Geringschätzung der einzelnen Wissenschaften unter einander hinzugesellte und jede für sich glaubte, die allein würdige und werthvolle zu sein. Auch würde man der Befürchtung eines solchen Uebelstandes durch die Bemerkung nicht hinreichend begegnen können, daß doch auch im angegebenen Falle schon jede Wissenschaft mit

manchen anderen in Verbindung gesetzt sei, weil jede derselben gewisser Hilfswissenschaften bedürfe und dadurch den Studirenden treibe, die Gränze seines Fachs zu überschreiten und auch die fremde Wissenschaft als eine nützliche zu achten. Denn solcher Grund der Achtung und solche Art der Verbindung würde eben nur verrathen, daß die Betrachtung nicht aus dem Begriffe der Universität, sondern nur der Specialschule herkomme.

Deshalb haben denkende und den Begriff der Universität von dieser Seite richtig auffassende Männer stets schon nach einer besseren Abhilfe gegen die aus der genannten Stellung der Wissenschaften zu einander entspringenden Uebel gesucht, und alle haben diese Hilfe auf die Anerkennung eines allen Wissenschaften gemeinsamen, ihnen allen inwohnenden oder von ihnen allen sich anzueignenden höheren Momentes gegründet. Auf ein solches Moment ist unstreitig schon der Umstand zu beziehen, daß den Studirenden jeder Facultät der Besuch gewisser Vorlesungen obliegt oder von ihnen selbst gewählt wird, in denen keine Medicin, keine Jurisprudenz, keine Theologie gelehrt, sondern ihr Denken zur Beachtung von gewissen Problemen angeleitet wird, welche das in jenen Wissenschaften Dargebotene umschließen. Eben hierauf ferner weist auch der Sprachgebrauch hin, der neben der Jurisprudenz noch von einer philosophischen Rechtslehre, neben der Physik noch von einer Metaphysik, neben der Geschichte noch von einer Philosophie der Geschichte, neben der theologischen Moral, noch von einer philosophischen Ethik u. s. w. redet. Eben hierauf ferner deutet der Umstand, daß auf manchen Universitäten eine sogenannte allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften vorgetragen und gehört wird, welche die einzelnen Doctrinen näher an einander rückt und in einen gewissen Zusammenhang stellt. Endlich zweckt auch darauf hin die einmal vorgeschlagene oder auch in's Leben gesetzte Einrichtung, wonach die Studirenden einer Universität aus allen

Facultäten einen sogenannten humanistischen Cursus durchzumachen haben, der als ein Gemeinsames und Verbindendes die einseitige Pflege einer einzelnen Doctrin in ihren schädlichen Wirkungen schwächen soll. Jedoch es ist hier nicht Aufgabe, weder über schon Vorhandenes, noch über Mögliches zu sprechen: das Genannte wurde erwähnt, um durch solche Thatsachen auf das auch schon von Anderen gefühlte Bedürfniß einer noch höheren Verallgemeinerung des Universitätsunterrichtes hinzuweisen und der hier beabsichtigten Auffassung derselben dadurch zu Hilfe zu kommen.

Diese Auffassung aber liegt nun sowohl in der Natur der Sache selbst, wie in ihrer historischen Ausbildung so augenscheinlich angedeutet, daß sie, wenn man um Namen und Worte nicht streiten will, von Niemandem verkannt werden kann. Wo sich nämlich irgend einmal der wissenschaftliche Geist wahrhaft geregt hat, da sind auch jedesmal von eben diesem Geiste, er mochte es mit der Natur oder mit der Geschichte, mit dem Leben des Einzelnen oder der Gesammtheit zu thun haben, die Formen der Vorstellung, nach denen sich die Kenntnißgebiete auseinandergelegt und bald aus diesem bald aus jenem äußerlichen Grunde von einander abgesondert hatten, durchbrochen worden: der Geist hat sich jedesmal denkend auf seine eigenen Gedanken gerichtet, um sie so lange rücksichtlich ihrer Wahrheit in Frage zu stellen, bis das Fragen verstummte und eine letzte genügende Antwort hervortrat. Ob er eine solche gefunden, oder nicht, ist hier völlig gleichgiltig; es kommt vielmehr nur auf die Anerkennung der Thatsache an, daß, eine solche zu suchen, für den denkenden Geist in allen einzelnen Doctrinen ohne Ausnahme eine unabweisbare Veranlassung liegt. Diese Anerkennung aber kann man nicht versagen, wenn man erwägen will, daß einerseits keine einzelne Doctrin, wie sehr sie sich auch abgränzt, verhüten kann, daß gewisse Begriffe in ihr auch den anderen Doctrinen gehören, und andererseits rücksichtlich ihrer Principien, wenn sie solche in der Bedeutung begründender

Wahrheiten aufstellt, jedesmal genöthigt ist, die Wahrheit eben dieser Principien selbst erst zu begründen, was sie, ohne über dieselben hinaus zu gehen, nicht leisten kann. Deshalb kommen jene allen Doctrinen gemeinsamen Begriffe dadurch, daß ihre Wahrheit selbst von noch fraglichen Principien abhängt, in den gerechten Verdacht ungiltiger Bestimmung, und dem Hellsehenden leuchtet es ein, daß die einzelnen Doctrinen so lange nur hypothetische oder beschränkte Wahrheit besitzen, als solche Ungewißheit nicht gehoben ist.

Hieraus geht mit Nothwendigkeit hervor, daß es über derjenigen principiellen Allgemeinheit, die vorhin rücksichtlich je einer Wissenschaft als Strebepunkt des Universitätsunterrichtes gefordert wurde, noch eine höhere, für sie alle giltige geben muß, welche zu erstreben jenem Unterrichte, wenn er seinen Namen verdienen will, nicht erlassen werden kann. Welche Benennung man für denjenigen Theil desselben, der dies übernimmt, also für diejenige Lehre gebrauchen will, welche die höchste und letzte Verallgemeinerung der Cultur vollzieht oder zu vollziehen strebt, ist unwesentlich: wir unsererseits nennen sie die Philosophie, und diejenige Allgemeinheit, die durch sie gefunden oder gesucht wird, die philosophische, die, weil sie die höchste und zugleich von allen Doctrinen geforderte und aus ihnen allen erwachsene ist, den Begriff des Universitätsunterrichtes in dieser Beziehung erst vollendet. Erst in der Philosophie, aber in einer allen Doctrinen entsprossenen, ist unsere Ueberzeugung, kann das Band, das alle Wissenschaften innerlich verbindet, gefunden, erst in ihr das Grundgesetz der organischen Verkörperung derselben entdeckt, erst in ihr diejenige Denkform gebildet, von welcher Inhalt und Form der Wissenschaften mit verschiedenen Namen Functionen sind, erst in der Philosophie diejenige Verallgemeinerung der Cultur erreicht werden, ohne welche der Begriff der Universität ungiltig ist. Wo man dies verkennt, da liegen die Wissenschaften nur wie die starren Glieder eines Körpers neben einander, aus welchem die belebende Seele entwichen ist: wo

aber den Unterricht jene Ueberzeugung durchhaucht, in welcher er von dem Umkreise nach der Einheit der höchsten Erkenntniß hinstrebt, da kann weder der Lehr- noch der Lerntrieb in keinerlei Art, weder in weiter Verflachung, noch in einseitiger Vertiefung, weder in überschwänglicher Phraseologie, noch in denkenverachtender Begriffsleerheit sich verlieren: sondern beide werden in der edlen Stille musenergebener Gesinnung dem ersten Merkmale des Universitätsbegriffs, nämlich der Verallgemeinerung der Cultur um der Cultur willen, mit Würde genügen.

Viertes Kapitel.

Das zweite Merkmal im Begriffe der Universität.

Das zweite Merkmal im Begriffe der Universität wurde durch den Satz ausgedrückt, daß die Thätigkeiten der Empirie, Kunst, Speculation und Religion auf der Universität ohne Zurücksetzung der einen vor den anderen, also gleichmäßig und in richtiger Weise berücksichtigt werden müssen. Die Entwickelung dieses Satzes soll das Folgende versuchen.

Jene vier Begriffe, die Empirie, die Kunst, die Speculation und die Religion, lassen sich auch objectiv auffassen, das heißt so, daß auf die Werke und Resultate Rücksicht genommen wird, die aus den Thätigkeiten hervorgehen oder durch sie schon gewonnen und in Anschauungen oder Begriffen festgestellt sind. Solche Werke und Resultate bilden die Objecte der entsprechenden Thätigkeit und nehmen von ihr den Namen an; wie z. B. die Physik durch den Erfahrungstrieb oder die Empirie bedingt wird, als schon Gewonnenes aber auch wieder ein empirischer Lehrgegenstand ist, der demselben Erfahrungstriebe kann dargebo-

ten werden. In solcher Weise ergiebt sich für jede der genannten Thätigkeiten ein besonderes Gebiet, und diese Gebiete eben sind es, deren gleichmäßige und richtige Beachtung der Universitätsbegriff seiner ganzen Bedeutung gemäß verlangt.

Was nun zuerst das Gebiet der Empirie betrifft, so ist für dessen richtige Umgränzung auf der Universität, hier wie auch auf den anderen Gebieten, wiederum der Gesichtspunkt der Cultur um ihrer selbst willen, bezogen auf die oben erläuterte Tendenz zur Verallgemeinerung, der bestimmende Entscheidungsgrund. Alles, was nach diesem Gesichtspunkte von der Empirie für die Universität gilt, liegt entweder in dem großen Ganzen, das die Natur heißt, wie weit es sich als Erfahrungstrieb geöffnet hat mit den Dingen und Begebenheiten auf und unter der Erdoberfläche, wie mit den Dingen und Erscheinungen in der Atmosphäre und am Himmel; oder aber es liegt in dem gegenwärtigen Leben der die Erde bedeckenden Völker und Staaten mit ihren socialen Einrichtungen, ihrem Verkehre, ihren Sitten und Gewohnheiten, kurz mit dem Inhalte ihrer gegebenen Zustände; oder es liegt endlich in der Geschichte der Natur und in der Geschichte der Völker und Staaten, wie sie durch die Zeugnisse der Vergangenheit unmittelbar kundgegeben oder durch Schluß und Folgerung ermittelt ist.

Das erste von diesen Gebieten bezeichnen auf der Universität die Namen: Geographie, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Meteorologie, einzelne Theile der Astronomie u. s. w.; das zweite die Namen: Völker- und Staatenkunde, positive Rechtswissenschaft, moderne Philologie u. s. w.; das dritte Gebiet bezeichnet rücksichtlich der Natur der Name Geologie, und rücksichtlich der Völker und Staaten die Namen politische und Culturgeschichte, nebst der antiken Philologie.

Auf die nähere Unterschiedlichkeit und weitere Prüfung dieser Gebiete kommt es hier nicht an: sie sollen vielmehr an dieser Stelle nur den Erfahrungstrieb oder die Empirie repräsentiren, dabei aber auch nur aus dem Gesichtspunkte der begriff-

ichen Verallgemeinerung aufgefaßt, und nur insofern als vom Universitätsbegriffe gefordert gedacht werden. Würde dieser Gesichtspunkt vernachlässigt, so würde, wie früher aus einem ähnlichen Grunde die Universität in ein Aggregat von Specialschulen, so jetzt jedes empirische Hauptgebiet wieder in eine Reihe von Specialgebieten zerfallen, von welcher kein Ende abzusehen wäre: es würde etwa statt der Zoologie nur die Naturgeschichte eines einzelnen Thieres, statt der Philologie nur der Gebrauch einer Partikel, und so statt je einer empirischen Wissenschaft immer nur ein kleines Stück davon das Unterrichtsobject ausmachen. Es ist hiermit nicht gesagt, daß die Theilung eines empirischen Gebietes überhaupt verwerflich sei: sie muß sich aber auf die Hauptglieder beschränken und für das Uebrige ihren Platz entweder in der Specialschule oder in einer besonderen Veranstaltung suchen, wofür z. B. Manche eine sogenannte Akademie ansehen. Die Universität als solche muß nicht bloß jenes Extrem der Absonderung, wie früher gezeigt, vermeiden, sondern kann auch die zu weit getriebene Fachtheilung nicht gebrauchen, darf diese vielmehr ihrem Begriffe gemäß nur so weit ausdehnen, daß darüber neben der logischen, auch die principielle Allgemeinheit nicht verloren geht.

In Rücksicht der Kunst ist das richtige Maß der Beachtung schwieriger zu bestimmen und kann nur gefunden werden, wenn man sich streng an die Kennzeichen des Universitätsunterrichtes hält. Was zunächst die sogenannten schönen Künste betrifft, so vermag einerseits jede von ihnen, als Culturerscheinung an sich werthvoll, auch für sich eine eigene Veranstaltung ihrer Ausübung und Pflege hervorzurufen, und die Geschichte lehrt, daß dies von den meisten längst geschehen ist. Andererseits haben sie für die Gesellschaft im Allgemeinen schon eine Bedeutung der Art gewonnen, daß sie von dieser in ihren Privatkreisen gehegt und, wie das Talent oder der Familiengeist dazu hinführt, cultivirt werden. Aus diesen Gründen sind diese Künste, insofern sie als ausübende Fertigkeiten zusammen mit

ihren Werken und Producten gedacht werden, von der Universität auszuschließen und entweder eigener Fortbildung oder den besonderen Kunstschulen zu überlassen. Dagegen muß die Universität allerdings mancherlei Werke von ihnen entlehnen und in Museen und Kabineten vereinigen, weil einerseits auf dem empirischen Gebiete des Universitätsunterrichtes Vieles der Art zum Belege oder zur Erläuterung nöthig ist, und andererseits auch der speculative Theil desselben, sei es zur Kritik, sei es zur Bestätigung der Kunsttheorien, d. h. der wissenschaftlichen Aesthetik, davon Gebrauch zu machen hat.

Hierzu kommt ferner in Folge des Umstandes, daß sowohl die Empirie, wie auch die Speculation, mancherlei Begriffsreihen enthält, in denen ein für gewisse Richtungen des Kunsttriebes brauchbares Wissen liegt, noch eine Anzahl von Kunstlehren, welche, losgelöst von ihrer wissenschaftlichen Quelle, leicht wieder den Gesichtspunkt der Nützlichkeit über den der Cultur erheben und eben deshalb auch gewöhnlich nützliche Künste genannt werden. Auch von diesen aber hat, wie schon oben gelegentlich bemerkt wurde, einen Theil entweder das allgemeine gesellschaftliche Leben oder auch eine bestimmte Art von Specialschulen schon absorbirt, der eben deshalb von selbst für die Universität wegfällt. Nur diejenigen von ihnen, deren kunstfertige Ausübung einerseits für die ganze Gesellschaft und den Staat von der höchsten Wichtigkeit ist, andererseits aber, was besonders unsere Betrachtung angeht, eine aus mehreren Wissenschaften gebildete Theorie zur Voraussetzung haben, lassen sich von der Universität nicht trennen, sondern beurkunden aus dem eben genannten Grunde ihre enge Zusammengehörigkeit mit derselben: nämlich die Staatskunst, die Erziehungs- und Unterrichtskunst und die Heilkunst. Daß diese Künste, deren Theorie in der Staatswissenschaft, der Pädagogik und der Medicin auf nicht geringe Theile von der Empirie und Speculation zurückweist, dem Gesichtspunkte des bloßen Nutzens entzogen und vom reinen Kunsttriebe ursprünglich ergriffen und dem

wissenschaftlichen Lerntriebe übergeben werden können, unterliegt keinem Zweifel, da in allen dreien ein sich selbst genügender Geist hinreichend den Lehrer und Lernenden fesseln kann und außerdem die eine, die Staatskunst, als die schwerste von allen Künsten, welche die Menschen jemals übten und üben werden, auch mit dem höchsten Wissen im Zusammenhange steht. Hiernach muß es als dem Universitätsbegriffe angemessen erachtet werden, daß die diesen Künsten zugehörigen Doctrinen im Sinne wissenschaftlicher Kunstlehren mit in den Universitätslehrkreis fallen und nebst der unter dem Namen der Aesthetik bekannten Lehre die Kunst im objectiven Sinne repräsentiren.

Was drittens die Speculation betrifft, so wird diese hier nach früher angegebenen Gründen als aus der Empirie entspringend gedacht: sie löst sich von der letzteren in dem Augenblicke ab, wo die empirischen Auffassungen, in Begriffe gebracht, als Begriffe dem Nachdenken unterworfen werden. Wie weit dies nun geschehen ist und daraus speculative Doctrinen entstanden sind, so weit, scheint es, muß auch im Universitätsunterrichte die Speculation als Lehrobject enthalten sein. Hierbei walten indeß unläugbar zwei Uebelstände ob, welche die Entscheidung der Frage, wie viel nun jenes Soweit bedeuten und was auf der Universität aus dem speculativen Gebiete gelehrt werden müsse, schwierig machen. Einmal nämlich sind die Werke der Speculation nicht alle als speculative gleich zuverlässig, wie aus ihren Differenzen und Gegensätzen hervorgeht; und andererseits ist zu bedenken, daß gewisse Theile der Speculation sich schwerlich für die Universitätsepoche des Individuums eignen. Den ersten Uebelstand suchen Einige dadurch zu beseitigen, daß sie meinen, auf die Wahrheit oder Unrichtigkeit des Speculativen komme es für den Universitätsunterricht nicht an, sondern es genüge, wenn nur der Studirende durch das Speculative formell gefördert, d. h. zu einer gewissen Gewandtheit und Geschicklichkeit im Umgange mit Begriffen gebracht werde; den zweiten Uebelstand könne man durch die Meinung mildern,

daß, wo das Verständniß sich nicht vollständig erreichen lasse, man wenigstens zu demselben anleiten müsse.

Obgleich dieser Gegenstand mit der nöthigen Genauigkeit nur in einer besonderen Erörterung über das Studium der Philosophie abgehandelt werden kann, so muß hier doch so viel darüber bemerkt werden, als hinreicht, um die angedeutete Auffassung zu widerlegen und wenigstens den richtigen Gesichtspunkt an ihre Stelle zu setzen. Die angedeutete Auffassung ist unrichtig, weil die ihr zum Grunde liegende Werthschätzung des Speculativen eben so sehr eine geringe Kenntniß seiner Natur, als eigene speculative Schwäche verräth und, wenn die speculativen Lehren auf der Universität nicht mehr wollten und vermöchten, als sie verlangt, es ohne Zweifel das Gerathenste wäre, dieselben gänzlich wegzulassen.

Man muß, um jene Uebelstände wirklich zu beseitigen und die richtige Bestimmung der Objecte des speculativen Universitätsunterrichtes zu finden, vor Allem Dreierlei beachten. Zuerst nämlich muß die Meinung, als ob nur das in der ganz besonders so genannten Philosophie Enthaltene das Speculative sei, als ungegründet und einseitig verworfen werden. Zweitens ist zu bedenken, daß der speculative Universitätsunterricht nicht von der schwankenden Vorstellung der Philosophie abhängt, wozu ein willkührliches Raisonnement oder die Einfälle des Ersten Besten den exacten Begriff derselben gern machen möchten. Endlich muß es dabei bleiben, daß es schlechterdings nicht bloß gegen den Begriff der Universität, sondern einer Bildungsanstalt überhaupt verstößt, wenn in deren Unterrichtssphäre Gegenstände aufgenommen werden, denen nun einmal der jugendliche Geist noch nicht gewachsen ist, sondern die als Aufgaben des reiferen Alters der freien Wahl des Individuums für die Zukunft überlassen, oder, statt in eine Lehranstalt, nur in den allgemeinen literarischen Verkehr gebracht werden können.

Was den ersten Punkt betrifft, daß nämlich die Speculation nicht bloß in der eigentlich so genannten Philosophie allein

liegt, so braucht nur gefragt zu werden, ob es etwa keine Speculation sei, wenn die höhere Physik für die Erscheinungen der Wärme oder des Lichtes oder des Magnetismus gewisse deren Gesetze umschließende allgemeine Ausdrücke sucht, oder wenn die physische Astronomie den kühnen Gedanken ausführt, die Bildung eines Sonnensystems in der Abstraction genetisch nachzubilden, oder wenn die Mathematik dem tiefen, die Welt durchziehenden Zusammenhange nachspürt, der sich durch alle Größenbildung in Raum und Zeit, Zahl und Grad gesetzlich zu erkennen giebt. Nur eine übel angebrachte Wortstreiterei oder ein übermüthiger Dünkel gewisser Philosophen vermag es, so denkwürdige Unternehmungen der Speculation nicht für speculativ gelten zu lassen und wohl gar unter dem Vorwande, daß sie nicht das Wesen ergründeten, sondern in der Form hängen blieben, auf sie mit Geringschätzung herabzusehen. Im Gegentheile, was von solcher Art aus dem Gebiete der Empirie mit Hülfe des mathematischen Denkens in erkennende Begriffsform gebracht ist, muß sammt der Mathematik, als solcher, die Universität gerade in der Bedeutung, daß es die Speculation repräsentirt, in ihren Lehrkreis aufnehmen und in diesem Sinne als wesentlich gelten lassen.

Rücksichtlich des zweiten Punktes, daß die Bestimmung Dessen, was zum speculativen Universitätsunterrichte gehöre, zugleich von der Auffassung des exacten Begriffes der Philosophie abhängt, braucht nur zugestanden zu werden, daß der exacte Begriff der Philosophie außer anderen gewiß auch das Merkmal der strengsten Begriffsdurchbildung und der nüchternsten Forschung einschließt. Schon dieses Merkmal, wahrhaft verstanden, reicht hin, um einzusehen, daß von dem speculativen Universitätsunterrichte jeder Gegenstand, dessen Behandlung ein solches Merkmal nicht errungen hat, ferngehalten werden muß, und deshalb eben so wenig irgend eine Art von philosophischer Poesie oder mystischer Phantasie, als oberflächliche Popularphilosophie oder leichtfertige Sophistik auf die Universität gehört.

Dergleichen mit Sicherheit auszuscheiden, ist in der That nicht so schwer, wie Einige glauben wollen: der Ernst wissenschaftlicher Forschung müßte wenig Charakteristisches an sich tragen, um ihn nicht von seinen falschen Nebenbildern unterscheiden zu können, und die Frage, was wissenschaftlicher Untersuchung sich öffnen läßt und was nicht, müßte ihre Antwort weniger bestimmt in der Natur der gegebenen Objecte selbst finden, als es der Fall ist. Eine Untersuchung, die dies als ausgemacht annimmt, wird deshalb dem Begriffe der Philosophie gemäß als speculative Lehrgegenstände, außer den schon genannten entweder rein oder angewandt mathematischen, nur noch solche Doctrinen für die Universität als nothwendig erachten, welche sich im Sinne exacter Forschung an das allgemeine empirische und mathematische Wissen anschließen und eben hierdurch, wie früher erwähnt wurde, den Strebepunkt der höchsten, nämlich der philosophischen Allgemeinheit für eben jenes Wissen abgeben. Dazu gehören in diesem Sinne nebst der nur zur allgemeinen speculativen Vorbereitung dienenden Logik die Wissenschaften von der Begreiflichkeit der Erfahrung d. i. nach alter Benennung die Metaphysik mit der philosophischen Naturlehre und der Psychologie, und andererseits die allgemeine Ethik oder praktische Philosophie, als die Wissenschaft von den sittlichen Ideen an sich und in ihrer Beziehung auf den Menschen, den Staat und die Geschichte.

Eben hiermit ist zugleich über den dritten Punkt, daß nämlich, was nun einmal von Seiten der Speculation zum vollen Verständnisse ein reiferes Alter erfordere, von der Universität müsse ausgeschlossen bleiben, leicht zu entscheiden, weil, was solche Beschaffenheit an sich trägt, immer entweder unmittelbar oder mittelbar zur genannten praktischen Philosophie gehört, diese aber schon auf die allgemeinen Theile beschränkt ist. Bei einer genauen Abwägung des Verhältnisses der Wissenschaft zum Leben läßt sich der Beweis liefern, daß dieses Verhältniß gerade von Seiten der Universität unfehlbar verschoben und zum

Nachtheil der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens überhaupt mindestens dem Mißtrauen und dem Argwohne preisgegeben würde, sobald der speculative Unterricht rücksichtlich der praktischen Philosophie sich nicht streng innerhalb der reinen Begriffsbestimmung halten, sondern sich einfallen lassen wollte, mit Berufung auf sein besseres Wissen auch durch die Prätension eines besseren Handelns rücksichtlich solcher Gegenstände dem Zuhörer zu imponiren, die, wie abstract sie auch von ihm gefaßt zu sein scheinen möchten, doch das wirkliche Leben leicht in Verwirrung zu bringen geeignet sind.

Es ist jetzt noch die Frage, inwiefern auf der Universität auch die Religion nicht nur im Sinne der inneren Geistesregung und der die Seele erfüllenden frommen Gesinnung, sondern auch als objectiver Lehrgegenstand in den Unterrichtskreis aufgenommen werden muß.

Hält man an der Begriffsbestimmung fest, wonach die Religion eine allgemeine, dem Geiste auf allen Stufen seiner Bildung unveräußerliche Form seines inneren Lebens ist, und berücksichtigt ferner, daß die Empirie in ihr als Staunen, die Kunst als Demuth, die Speculation als Anbetung und contemplative Ahnung endigt: so könnte zu folgen scheinen, daß die Religion sich dem Begriffe, mithin auch dem Lehren und Lernen gänzlich entziehe und nur als ein Unaussprechliches übrigbleibe, das zwar gefühlt und auch in der inneren Regung nachgebildet, nicht aber als ein scharf ausgebildetes Object von dem Einen dem Anderen dargereicht werden könne.

Allein wie wahr dies sein mag, so hat doch auch diese Geistesform aus zwei anderen Gründen eine solche Umbildung erfahren, daß sie deshalb neben der Empirie, der Kunst und Speculation als lehr- und lernbar anerkannt ist und stets anerkannt werden muß. Der erste Grund liegt darin, daß, weil im Geistigen keine absolute Trennung möglich ist, sowohl die Empirie, wie auch die Kunst und die Speculation sich trotz ihrer Unterschiedlichkeit in die religiöse Thätigkeit hinein bilden

und dadurch auch ihr die Form theils der Anschauung, theils des Begriffs aufprägen; den anderen Grund hat man darin zu suchen, daß die Religion nicht weniger als die Empirie, Kunst und Speculation ihre Geschichte, einen historischen Grund und Boden hat, auf welchem sie, wie verschieden derselbe auch für verschiedene Völker sein mag, für jedes derselben wie auf einem heiligen Altare ruhet. Aus jenem ersten Grunde erklärt es sich, warum sämmtliche Anschauungen oder Begriffe in der durch ihn in eine Lehre umgewandelten Religion entweder mit der Empirie oder mit der Kunst oder mit der Speculation zusammenhängen, das heißt, warum der Inhalt dieser Lehre aus empirischen, ästhetischen, ethischen und speculativen Elementen besteht, während aus dem zweiten Grunde, nämlich aus dem natürlichen Uebergewichte der historischen Grundlage, nothwendig folgt, daß die letztere stets jene Elemente beherrschen und den Kern der Lehre bestimmen wird. In solcher objectiven Gestalt muß demnach die Universität auch diese letzte Geistesform, die Religion, in ihren Unterrichtskreis aufnehmen und vertreten, oder gehört zu ihm, um es mit dem gewöhnlichen Namen zu nennen, auch das Gebiet der Theologie, dessen specielle Gliederung unsere Betrachtung nichts angeht.

Nachdem hiermit auch die Bedeutung des zweiten Merkmals im Universitätsbegriffe, welches eine gleichmäßige und richtige Beachtung der genannten vier Hauptformen geistiger Regsamkeit verlangt, nach Maßgabe unserer Absicht gezeigt ist, muß schließlich noch in der Kürze eine Folgerung daraus gezogen werden, die zugleich jenes Merkmal ergänzend hervorhebt. Diese Folgerung besteht einfach darin, daß durch die gegebene Entwickelung das Verständniß über die wahre und wesentliche Bedeutung der sogenannten Facultäten einer Universität gewonnen und man dadurch auf denjenigen Standpunkt gestellt ist, von wo aus allein diese auf jeder Universität befindliche Einrichtung in ihrem wahren und würdigen Lichte erscheint.

Auf den ersten Anblick könnte man meinen, als ob diese

Einrichtung, wonach das Lehrerpersonal einer Universität sammt dem ganzen Lehrobjecte derselben in die theologische, juristische, medicinische und philosophische Facultät eingetheilt ist, eben wirklich nur eine Personalclassification sei, oder als ob nach den vier Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie die Anzahl der sämmtlichen Unterrichtsgegenstände in solcher Art an die Lehrer vertheilt wäre, daß, wie der Lehrer als gehörig zu der einen Facultät ein Mediciner, als gehörig zu der anderen Facultät ein Philosoph u. s. w. sein müsse, so nun auch alle von diesen Männern vorgetragenen Gegenstände entweder theologisch oder juristisch oder medicinisch oder philosophisch wären. Man bemerkt jedoch, daß weder das Eine noch das Andere in allen Fällen richtig ist, und erfährt auch, daß, welche von den genannten Wissenschaften von einem Studirenden ergriffen sein mag, doch weder die Lehrgegenstände, noch die Lehrer einer und derselben Facultät dafür ausreichen und mithin die Unterschiedlichkeit nur scheinbar und zufällig sein muß. Da nun hierzu noch der Umstand kommt, daß auch der Geschäftsgang nach der Benennung der Facultäten vertheilt ist, so darf es Niemanden wundern, wenn für den Studirenden eben diese Facultäten weiter keinen Werth, als den einer nothwendigen äußerlichen Formalität besitzen, die nur der Ordnung und Uebersicht wegen eingeführt sei. Auch ist der historische Ursprung dieser Einrichtung äußerlich und der Wissenschaft als solcher entfernt genug, daß man von dieser Seite dem Ausdrucke Facultät schwerlich eine bessere und würdigere Bedeutung abgewinnen möchte. Eine solche aber hat er denn nun doch wirklich, und es wird behauptet, daß unsere obige Entwickelung sie ergeben hat. Man erinnere sich nämlich, daß im Obigen alle Hauptlehrzweige auf die vier Begriffe Empirie, Kunst, Speculation und Religion zurückgeführt sind, indem die Frage beantwortet wurde, wie weit diese Geistesthätigkeiten auf der Universität in objectiven Lehrfächern repräsentirt sein müssen. Ergab sich nun auch dabei allerdings eine von der gewöhnli-

chen Facultätsclassification der Lehrfächer verschiedene Eintheilung, was schon deshalb zu erwarten war, weil jene in mancher Hinsicht gerechtem Tadel unterliegt; so kann doch gerade die vollzogene Reduction zum Beweise dienen, daß wir in jenen vier Begriffen die wahre und innere Bedeutung eben so vieler Facultäten getroffen haben. Diese ist hiernach keine andere, als daß von dem gesammten Unterrichtsgebiete ein Theil als hervorragend und besonders im Geiste der Empirie, ein anderer als hervorragend und besonders im Geiste der Kunst, ein dritter ebenso im Geiste der Speculation und ein vierter ebenso im Geiste der Religion arbeitend muß aufgefaßt und beurtheilt werden, daß in diesem Sinne der Lehrer und der Studirende sich über sein jedesmaliges Lehr- oder Lernobject Rechenschaft geben, bald von dem Geiste der Empirie, dann vom Geiste der Kunst u. s. w. geführt werden, zugleich aber auch in diesen Formen der geistigen Regsamkeit das von Innen heraus bestimmende Motiv der Verbindung und Wiedervereinigung Dessen erkennen soll, was, wenn es auch der zeitlichen Entwickelung wegen der Theilung unterliegt, doch in Wahrheit nur Eines ist.

Fünftes Kapitel.

Das dritte Merkmal im Begriffe der Universität.

Jede Art von Geistesstrebung, die in des Herzens blindem Drange genährt wird, schießt zwar leicht zu üppiger Wucherung auf, drängt aber hierin auch eben so leicht andere gleich bedeutsame Interessen bei Seite, verödet allmälig den Geist und fällt ihn im schlimmsten Falle mit gefährlicher Leidenschaft an. Man darf nicht glauben, daß eine vereinzelte Bildung des Geistes,

auch wenn sie den höchsten Grad erlangt, im Stande wäre, diejenigen Tugenden zu ersetzen, die nur bei einer gewissen Vielseitigkeit zu erwarten sind: die Erfahrung hat vielmehr stets bewiesen, daß, wo sich der menschliche Geist in einer besonderen Richtung ausschließlich verlor, stets aus solchen Mängeln solche Uebel erwuchsen, welche die Vorzüglichkeit, die er in jener Richtung vielleicht besitzen mochte, bei Weitem überboten. Sieht man andererseits die Geschichte der Cultur und namentlich die der Hauptwissenschaften näher an, so entdeckt man, daß nicht die große Menge, die sich am meisten hören läßt, nicht der Haufe der Gelehrten es ist, welcher dieselben gefördert und zu der Höhe gebracht hat, worauf sich viele von ihnen jetzt befinden: sondern immer sind es einzelne hervorragende Geister gewesen, die, ihre Kraft und Zeit mit Begeisterung den Problemen widmend, wirkliche Fortschritte erzeugten oder wenigstens die Flamme anzündeten, von welcher dann die Menge ihr Licht erborgte. Dieser Unterschied ist wichtig, weil man aus ihm die Erscheinungen in der literarischen Welt verstehen und auch die Thatsache, daß einseitige Vorzüglichkeit leicht von üblen Folgen begleitet wird, richtig würdigen kann. Einerseits nämlich ereignet es sich nicht selten, daß Derjenige, der in einer Wissenschaft wegen wirklicher oder wenigstens zugestandener Vorzüglichkeit als stimmführend angesehen wird, durch den Anhang, den er gewinnt, aus der Fassung geräth und zum Mißbrauche seiner Auctorität insofern verleitet wird, als er sein Wissen und wissenschaftliches Streben dem Inhalte und der Methode nach auch für andere Wissenschaften als maß- und gesetzgebend aufwirft; andererseits geschieht es noch häufiger, daß die Anhänger einer wissenschaftlichen Auctorität in übertriebenem Eifer die Gränze der letzteren überschreiten und Das, was der Meister gelehrt, mit leidenschaftlicher Vertiefung nicht bloß für sich weiter verfolgen, sondern auch überall die Anerkennung dafür zu erzwingen suchen. Wie oft nun dies der Fall ist, ebenso oft entstehen nicht bloß in der literarischen Welt Parteien und Fehden, die nicht immer mit An-

stand, geschweige mit wissenschaftlichem Geiste geführt werden, sondern es kommen eben dadurch auch die Wissenschaften selbst unter einander in feindliche Stellung und gerathen in Gegensätze, welche Das, was eine friedliche und gemeinsame Arbeit der besseren Geister der Zeit sein sollte, rücksichtslos zerreißen. Bei solcher Zerrissenheit trägt dann das Zeitalter allerdings wohl den Schein wissenschaftlicher Blüthe, weil nämlich viel geschrieben und gesprochen wird und sich viele lebhafte Bewegungen und Reibungen der Köpfe zeigen: allein näher erwogen, sind nicht nur unter jenen Blüthen viele unfruchtbare, sondern ein Schauspiel der Art ist für den ruhigen Betrachter ein Beweis, daß entweder die Stimmführer die Schulen in eine einseitige Vertiefung geworfen oder die letzteren sich einem leidenschaftlichen und blinden Eifer ergeben haben, der mit dem wissenschaftlichen Ernste und der wahren Bildung des Gelehrten unvereinbar ist.

Allein die Wirkungen einseitiger Vertiefung und Leidenschaftlichkeit beschränken sich nicht bloß darauf, daß in kleineren Kreisen das wahre Verhältniß der Begriffe und Methoden, die rechte Sachlage der Fragen und Probleme übersehen oder verkannt wird, sondern haben noch allgemeinere und leider auch beklagenswerthere Gegensätze hervorgerufen. In keiner Zeit nämlich ist mehr von einem Gegensatze zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Wissen und Glauben, zwischen Empirismus und transcendentalem Denken, kurz zwischen allen vier Facultäten die Rede gewesen, als in der jetzigen, und man kann kaum ein Buch oder eine Zeitschrift in die Hand nehmen, ohne auf einen sogenannten Vermittelungsversuch oder eine sogenannte Versöhnung zwischen diesem oder jenem vorgeblichen Gegensatze zu treffen. Daher ist es nun schlechterdings nicht zu vermeiden, daß dieser Umstand auch den jüngeren Köpfen und, weil derselbe ganz vorzüglich auf den Universitäten seine weiteste Verbreitung gefunden hat, namentlich den Studirenden nicht sollte bekannt und für ihr wissenschaftliches Leben nicht insofern sollte schädlich werden, als er ihnen bei der verzeihlichen Unkunde

über die wahren Gründe desselben leicht die Meinung einflößt, der Widerstreit und die Feindschaft liege wirklich in den Wissenschaften, nicht aber in deren einseitigen Pflegern und Wortführern.

Es ist uns fremd, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, als er in Beziehung zu unserer Aufgabe steht. In dieser Hinsicht hegen wir die Ueberzeugung, daß, wenn auch ein Theil der Schuld von jenem Mißverhältnisse entweder auf die Unkenntniß der Personen rücksichtlich der Stellung, welche die Wissenschaft dem Leben gegenüber behaupten muß, oder aber, wo diese Kenntniß vorhanden ist und doch dagegen gefehlt wird, auf einen Mangel an sittlicher Einsicht muß zurückgeführt werden, doch ein anderer Theil der Schuld darin liegt, daß es an dem ächt wissenschaftlichen Sinne, an der wahren Universitätsbildung fehlt. Denn hält man daran fest, daß die Objecte, sowie die letzten Beziehungspunkte der Universitätsbildung die Empirie, die Kunst, die Speculation und die Religion sind, als Lebensformen eines und desselben Geistes, so, daß der letztere in jeder derselben mit eigenthümlicher Weise sich der Geschichte, der Natur und seiner selbst bewußtvoll bald vorstellend, bald bildend, bald denkend, bald fühlend, ahnend und glaubend bemächtigt: so ist schlechterdings nicht abzusehen, wo an und für sich zwischen diesen Formen eines und desselben Geistes sollte ein Widerstreit herkommen, wenn jede von diesen Formen in ihrer Reinheit bewahrt wird, zugleich aber auch das einheitliche Bewußtsein in ihnen allen einheimisch, d. h. der Geist ebenso rein empirisch, wie künstlerisch, ebenso rein speculativ, wie religiös gesinnt ist. Freilich kommt es eben darauf an, daß man nicht bloß weiß, was das Eine und das Andere bedeute, sondern mit dem Wissen auch den persönlichen Besitz jener Formen verbindet und sich diejenige Vielseitigkeit angeeignet hat, wodurch man befähigt wird, theils in jeder einzelnen dieser Formen sich zu bewegen, theils aber auch sie bald mit einander vereinigen, bald von der einen in die andere ohne Verletzung ihres Sinnes

und Rechtes hinübertreten zu können. Diese Fähigkeit ist es, welche die Universitätsbildung erzielen, welche die Wissenschaftsmänner besitzen, die Studirenden gewinnen müssen: in ihr, wurde oben gesagt, liege das letzte Merkmal, welches vom Begriffe der Universität gefordert wird, der die Reinheit jener Formen beim Lehren und Lernen für sich, aber auch ihre innere Zusammengehörigkeit, von jeder das Musterbild und von allen die einheitliche Verbindung, der Mangelhaftigkeit des Wirklichen gegenüber wenigstens die Idee davon als bekannt und ergriffen voraussetzt. Dieser Gedanke ist nun näher zu entwickeln.

Zu dem Ende muß zunächst in wenigen Zügen das Charakteristische jeder der genannten Geistesthätigkeiten aufgefaßt werden, je nachdem nämlich der Lehrende oder der Lernende entweder als Empiriker oder als wissenschaftlicher Künstler oder als speculativer Denker oder aber in religiöser Contemplation sich thätig verhält, damit ihre Unterschiede nicht verwischt, zugleich aber ihre Verbindung desto richtiger vollzogen werde.

Der Empiriker, dies muß ohne Weiteres einleuchten, arbeitet als solcher nur entweder innerhalb der factischen Wahrnehmung oder der reproducirten Vorstellung, oder aber für den diesen beiden adäquaten Begriff; er mag Physiker oder Chemiker, Geolog oder Astronom, Historiker oder Philolog, Geograph oder Rechtskundiger oder was sonst sein: wie lange er eben als solcher n u r dem Erfahrungstriebe, der Erkundung der Thatsache, entweder des gegenwärtigen oder eines früheren Factums folgt, so lange kann und darf er sein Object in keine abstractere Begriffsform bringen, als wozu der Inhalt und der Umfang der Empirie ihn ermächtigen. Der wissenschaftliche Künstler dagegen, d. h. Derjenige, der dem Inhalte seines Denkens irgend welche praktische Beziehung, den Zweck der Handlung, ausdrückt, giebt ihm ebendeshalb auch bald eine concretere, bald eine abstractere Form, als derselbe Inhalt, vom bloßen Empiriker angesehen und aufgefaßt, haben würde; er leihet seinem Stoffe diejenige Form, die er der praktischen Absicht, und wenn dieselbe

vielleicht auch nur die des Lehrens oder gar der Ueberredung wäre, für angemessen hält; er gewinnt seinem Gegenstande eine nützliche oder bildende Seite ab, ordnet ihn, um an Klarheit zu gewinnen, beleuchtet ihn bald mit diesem, bald mit jenem Lichte, und weiß selbst da, wo sein Object das Product der kältesten Speculation ist, demselben Wärme und wohlgefällige Milde einzuhauchen, oder, wo es sich gar um die Ahnungen religiöser Contemplation handelt, auch diesen eine mehr faßbare Gestalt zu verleihen. Wiederum wie ganz anders verhält sich der speculative Denker! Die Form, in der er sich bewegt, ist weder die der Wahrnehmung und Vorstellung, noch des beiden adäquaten Begriffs allein, nicht die Form, worin das bloße Daß ausgedrückt, sondern worin das Warum und Wozu erkannt, worin das Factische nicht bloß ergriffen, sondern begriffen wird; bald der Abstraction so weit folgend, daß er kaum das Empirische noch erblickt, bald versenkt in die zahlreichen Beziehungen der concretesten Frage, ist ihm Alles an der Durchsichtigkeit, Correctheit, Zuverlässigkeit und Giltigkeit der Begriffe, an der Nothwendigkeit der Folgerung, an der Innigkeit und Festigkeit des Zusammenhanges, an der umsichtigen Beachtung aller bestimmenden und den Denkfortschritt mit Sicherheit entscheidenden Momente gelegen, und er trägt selbst absichtliche Sorge, daß keine Form ihm den Inhalt verhülle, selbst diejenige nicht, welche nun einmal der Zusammenhang der Forschung mit sich bringt. Endlich der religiöse Seher, wenn man ihn so nennen darf, der im Glauben Ruhende und im Glauben Hoffende: ist die Form seiner Geistesregung etwa weniger bestimmt? Keineswegs; vielmehr wenn irgendwo, so zeigt sich der Geist gerade in ihr ganz eigenthümlich. Das Empirische ist dem Religiösen noch mehr, als Thatsache: es ist der Spiegel des unendlich Erhabenen; die wissenschaftliche Kunst ist für ihn als solchen unwesentlich, weil die religiöse Contemplation ihren Ausdruck unmittelbar in dem Gefühle und dessen Sprache findet; am wenigsten aber ist er speculativ, weil seine Regung als ein sich hingebendes Sin-

nen, Glauben und Hoffen erst da anfängt, wo die Speculation aufhört, in der Religion überhaupt, wie das früher schon angedeutet ist, der Geist alle seine übrigen Bewegungen, mögen sie aus der Empirie oder Kunst oder Speculation entsprungen sein, in solcher Art sich verlaufen läßt, daß er gleichsam in den stillen Frieden einer Sabbathfeier versetzt wird.

Hiernach ist einleuchtend, daß zwischen den vier genannten Geistesformen in keinerlei Weise ein Widerspruch stattfindet, ebendeshalb, weil jede eine eigenthümliche Richtung verfolgt und keine von ihnen befähigt ist, die übrigen zu ersetzen. In dieser Einsicht liegt die Bedingung, wenn das angegebene Erforderniß des Universitätsunterrichtes erfüllt werden soll, wenn die geistige Regsamkeit auf einer Anstalt der Art, wie sie hier vorausgesetzt wird, in ihren verschiedenen Bewegungen sich selbst treu bleiben und nicht aus Unkenntniß mit ihrer eigenen Natur die ihr obliegende Arbeit stören will. Sie ist von dem Studirenden jeder Facultät als nothwendig zu fordern und muß von ihm, sobald er sie nicht schon besitzt, im Laufe des Studiums erworben werden, wenn er mit klarem Bewußtsein sich der Wissenschaft bemächtigen und seinen Theil der Bildung sowohl in der Zeit, wo er studirt, als auch später im Leben in Wahrheit vertreten will. Eben so ist sie von dem Lehrer als unerläßlich zu fordern, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen, das Musterbild, das ihm innerlich von der Natur und dem Zwecke seines Lehrens rein und klar vorschweben soll, nicht gegen sich selbst empören und den Lerndurst der Studirenden sich immer an reiner Quelle, nicht aber an trüben Wassern sättigen lassen will.

Es ist nicht leicht, sich hierüber deutlich genug auszudrücken. Die Absicht geht darauf hin, daß die nur von den Lehrobjecten hergenommenen Namen, wie Physiker, Geolog, Historiker, Theolog, Mediciner, Philolog u. s. w. eine tiefere, in der Eigenthümlichkeit der Geistesbewegung liegende Bedeutung gewinnen und in dieser Bedeutung möchten verstanden werden. Das Object ist als solches etwas Gleichgiltiges: es kommt darauf an,

was ich damit mache, wie ich es auffasse, wie ich mich ihm gegenüber mit meinem Geiste verhalte. Man bedenke: ein und dasselbe Gemälde dient mehreren Beschauern zu ganz verschiedener Betrachtung, ohne daß es dadurch ein anderes würde, als es ist, und ohne daß die Betrachtungen im Mindesten sich beeinträchtigten. Der Techniker versetzt das Gemälde in seine Entstehung, indem er alle Manipulationen und Kunstfertigkeiten, durch die es zu Dem, was es ist, wurde, daran zu entdecken und zu errathen sucht. Ein Anderer dagegen, der Kunstkritiker, stellt es seinen Kunstregeln und ästhetischen Grundsätzen oder anderen Producten ähnlicher Art gegenüber, stellt Vergleiche an und läßt sich tadelnd oder lobend darüber vernehmen, indem er bald dieses, bald jenes einzelne Stück aus dem Ganzen heraushebt oder es im Umrisse zusammenfaßt. Ein Dritter endlich denkt als empfänglicher Freund der Schönheit weder an die Entstehung und Anfertigung des Werkes, noch an die Regeln der Kritik: er giebt sich dem Eindrucke hin, versenkt sich in nachbildender Anschauung und verweilt entweder im Genusse des Schönen oder tritt, wo er diesen nicht findet, zurück, um ihn anderswo zu suchen. Sowie hierbei nun ein und dasselbe Object verschiedenen Betrachtungen unterliegt und diese Betrachtungen sich weder ausschließen, noch einander ersetzen, wohl aber jede rein für sich vollzogen werden kann und muß: eben so kann und muß im Lehren und Lernen auf der Universität von der empirischen Betrachtung die künstlerische, von beiden die speculative, und von allen dreien die religiöse Auffassung und Betrachtung unterschieden, jede in ihrem Geiste gefaßt und mit keuschem Sinne vollzogen, und immer gewußt werden, mit welcher man es zu thun hat und wie der gerade gewählten gegenüber sich das Lehr- und Lernobject verhält. Während also z. B. der Empiriker einen einzelnen Organismus zergliedert und seinen Erfahrungstrieb durch die treueste Beobachtung bis in das Kleinste befriedigt: sucht ihm der wissenschaftliche Künstler etwa unterscheidende Charaktere abzugewinnen, wonach er das Object in seine Begriffs-

welt, die er ein natürliches System nennt, einordnet und ihm einen Platz im Ganzen giebt; der speculative Betrachter aber zieht sich von dem anschaulichen Objecte alsbald zurück, um sich in den Begriff des Organismus und der organischen Thätigkeit zu vertiefen, um dem verborgenen Weben der Natur in ihm durch das Denken auf die Spur zu kommen, während der religiöse Beschauer endlich wiederum vor demselben Objecte anbetend still steht und darin das Werk der Weisheit und Macht Gottes bewundert. So ist es in allen Fällen, weil jedes Object allen solchen Betrachtungen unterliegt: jede von ihnen hat ihren eigenen Zweck und ihre eigene Sprache, welche den Zweck erkennen läßt; es kann und soll keine die andere ersetzen, noch eine mit der anderen vermischt oder verwechselt werden.

Wird dies zugestanden, so ist es überflüssig, ausführlich auf die Reihe der Einseitigkeiten und unleidlichen Unsauberkeiten in der Behandlung und Darstellung der Wissenschaften, auf die vielfachen Mißverständnisse, falschen Deutungen, gegenseitigen Prätensionen, die bald der Empiriker an den Speculativen, bald dieser an jenen, bald der Religiöse an Beide macht, hinzuweisen, die einem großen Theile nach aus der Unkenntniß der eigenthümlichen Natur jener Geistesformen oder aus dem Unvermögen entspringen, jede in ihrer Art aufzufassen und festzuhalten. Dahin gehört z. B., wenn uns hier ein Empiriker statt einer Thatsache seinen fingirten Begriff, dort ein Philosoph statt eines Begriffs ein leeres Wort oder eine rhetorische Figur giebt; wenn hier der Religiöse vom Empiriker verlangt, er solle, statt trocken zu beschreiben, die Seele zu Gott erheben, dort der Philosoph den Glauben, der Berge zu versetzen im Stande ist, durch eine dürre Deduction noch gläubiger machen will, und der Glaube wiederum sich untreu genug ist, sich darauf einzulassen. Im Gegentheil, es soll ein klares Bewußtsein, ein unbestechliches Gewissen in uns herrschen, welches lehrt, in der Empirie empirisch, in der wissenschaftlichen Kunst künstlerisch, in der

Speculation speculativ und in der Religion religiös zu sein. Dies ist der Sinn, den das Gesagte ausdrückt.

Allein ist nun eben hiermit nicht von uns selbst eine Trennung und mit dieser auch ein Gegensatz in die Wissenschaft, also auch, was insbesondere unsere Frage trifft, in den Universitätsunterricht hineingebracht? Ist nicht eben hiermit erklärt, daß das Eine nicht das Andere und jedes von dem Uebrigen verschieden sei? Das Letztere ist allerdings behauptet und muß wiederholt werden; jedoch — und darauf kommt es an, dies einzusehen — in der Verschiedenheit liegt kein Gegensatz und die Verschiedenheit schließt die Verbindung und den Zusammenhang nicht aus! Man erinnere sich an das kurz vorher gebrauchte Beispiel, wo ein Gemälde dreierlei Betrachtungen, nämlich der des Technikers, des Kunstkritikers und des empfänglichen Freundes der Schönheit unterworfen gedacht wurde: ist es nicht möglich, daß diese Betrachtungen, obgleich an sich verschieden, doch sämmtlich in einer einzigen Person vereinigt sein können und daß derselbe Betrachter, der eben als Techniker geurtheilt hat, nun als Kritiker, dann als empfänglicher Schönheitsfreund das Object auffaßt, ohne seine Urtheile sich gegenseitig vernichten zu lassen? Dies ist ohne Zweifel nicht bloß möglich, sondern, wer zu allen drei Betrachtungen befähigt und ihnen gemäß ein Kunstproduct zu würdigen im Stande ist, der wird erst die ganze und vollständige Fähigkeit der vom Objecte verlangten Auffassung besitzen. Dies auf unseren Gegenstand übertragen, heißt denn also nichts Anderes, als daß jedes Unterrichtsobject oder, specieller gesagt, jede Wissenschaft auf der Universität den vier verschiedenen Thätigkeiten beim Lehren und Lernen soll unterworfen, daß, wenn es nicht Gründe giebt, welche die Forderung in einzelnen Fällen modificiren, jede Wissenschaft sowohl vom Standpunkte der Empirie aufgefaßt, vom Standpunkte der wissenschaftlichen Kunst erörtert, in die Sphäre der Speculation erhoben und in dem gemeinsamen Mittelpunkte aller vernünftigen Geistesregung überhaupt, nämlich in der re-

ligiösen Gesinnung und Contemplation, soll zum Schlusse gebracht werden. Mithin, weitgefehlt, daß durch die nothwendige Scheidung zwischen der empirischen, künstlerischen, speculativen und religiösen Auffassung das Lehren und Erlernen der Wissenschaften in eben so viele Methoden getrennt werden und in solcher Trennung verbleiben soll, ist diese Unterscheidung im Gegentheile das einzige Mittel, alle vier Momente zu einem einzigen und vollkommenen Gliederbau zu verbinden und das Lehren und Erlernen der Wissenschaft nach einer inneren Articulation zu treiben, welcher gemäß jede der genannten Geistesformen sich zunächst mit dem ihr zugehörigen Inhalte erfüllt, dann aber alle sich zu einem abgeschlossenen Ganzen vereinen. Dies ist ohne Zweifel das Höchste, was verlangt werden kann; denn es will diese Forderung nichts Geringeres, als daß der Geist, wie oft er sich in je einer der vier Richtungen isolirt und vertieft haben mag, eben so oft auch mit Leichtigkeit in die anderen soll übergehen können; daß er, von jeder die übrigen unterscheidend, auch in jeder die übrigen erfaßt; daß er in jedem Theile seiner Regsamkeit sich ungetheilt regt und doch wiederum sein ganzes Streben auch die inneren Umrisse der Theile deutlich hervortreten läßt.

Sechstes Kapitel.

Die Bedeutung und der Zweck des Studiums.

Wenn im Folgenden mit größerer Ausführlichkeit, als es Absicht ist, vom Universitätsstudium gesprochen werden sollte, so müßte unstreitig auch der Grund weiter und breiter angelegt und zunächst eine Entwickelung der Idee der Wissenschaft und

der Wissenschaftlichkeit gegeben werden. Denn dies leuchtet unmittelbar ein, daß Niemand auf der Universität richtig studiren kann, der nicht erfährt, was die Natur dieser Anstalt von ihm verlangt und was, wovon so oft geredet wird, die Wissenschaft und die Wissenschaftlichkeit bedeuten. Allein es soll versucht werden, das von der Kenntniß der zuletzt genannten Ideen Nöthige an seinem Platze so in die Darstellung zu verweben, daß auch in deren engeren Gränzen die Bedeutung, der Zweck und die innere Methode des Studiums für ein entgegenkommendes Auge sichtbar werden.

Es ist nöthig, den Studirenden in Gedanken noch einmal in die Vorschule der Universität, in das Gymnasium zurückzuversetzen, weil, wie er dies verläßt, davon es abhängen wird, ob er auch der Einwirkung der genannten drei Ideen, der Universität, der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit, gleichsam Stand hält, oder aber ob der Geist untauglich ist, sich durch eine persönliche Aneignung ihrer Bilder zu einem wahren Studirenden umzuwandeln.

Vom Gymnasium wurde gesagt, es habe seinen Lehrstoff in der Art zu benutzen, daß der Zögling sowohl die zum Verständnisse des Universitätsunterrichtes nöthigen Kenntnisse gewinne, als besonders auch durch die Befriedigung seines Lerntriebes theils in ein unmittelbares, reines Interesse für geistige Bildung, theils in das Bedürfniß eines höheren Lernens versetzt werde, welches ihm den Uebergang zur Universität gleichsam nothwendig macht. Jene Vorkenntnisse werden nun allerdings leicht erworben, indem ein Zeitraum durchschnittlich von sieben bis zehn Jahren bei Befähigung und Fleiß dazu mehr als hinreichend ist; der andere Gymnasialzweck aber verlangt außer Zeit, Befähigung und Fleiß noch von Seiten der Anstalt ein richtiges Verfahren und von Seiten des Schülers die richtige Gesinnung. Es hat den Anschein, als ob die Wirklichkeit nicht selten in dieser Hinsicht außer anderen besonders zwei Mängel beklagen läßt, welche für eine große Anzahl der zur Universität

Uebergehenden so entscheidend sind, daß sie von dem Begriffe des wahren Studirenden entweder für immer entfernt bleiben oder sich nur erst spät und mit Mühe demselben nähern. Es ist einmal die Thatsache, daß nicht alle Gymnasialunterrichtsgegenstände nach Verhältniß gleich gut angeeignet, sondern manche derselben von vorne herein nur als Nebensache gelehrt und gelernt werden; und zweitens der allem Anscheine nach unläugbare Uebelstand, daß Vielen neben den Kenntnissen der innere, geistige Trieb zur Bildung um der Bildung willen, die frische und freie Begeisterung für das Leben des Geistes in seinen unmittelbaren, von den bloß praktischen Beziehungen zur Wirklichkeit noch unberührten Interessen fehlt.

Das Erstere, daß neben den philologischen Gegenständen namentlich die mathematischen, naturhistorischen und zur praktischen und theoretischen Philosophie vorbereitenden Kenntnisse und Uebungen häufig zu sehr als Nebensache angesehen und als solche getrieben werden, hat die übele Folge, daß der jugendliche Geist gerade für diese hervorragenden Blüthen der menschlichen Cultur sein Auge verschließt, daß er auch das davon Gelernte beim Eintritte auf der Universität oft für immer wie eine nur aufgedrungene Last wegwirft und dadurch unvermeidlich schon im Beginne seines akademischen Lebens in eine einseitige Stimmung und Beurtheilung des wissenschaftlichen Verkehres auf der Universität geräth. Der andere Uebelstand, daß zwar von den meisten hinreichende Kenntnisse erworben, dabei aber die Erhebung des Geistes vermißt wird, welche das Wissen und Erkennen als ein unmittelbar Würdiges verehren und anstreben läßt, ist ein hinreichender Grund, daß ihm die Universität theils rücksichtlich derjenigen Gegenstände fremd bleibt, die nun einmal, wie nebst vielen anderen namentlich die Philosophie, nicht bloß erlernt, sondern mit innerer Selbstthat erfaßt sein wollen, theils auch rücksichtlich der wissenschaftlichen Methoden überhaupt keinen Nutzen gewähren kann, weil diese gleichfalls eine freiere selbstthätige Bewegung des Geistes voraussetzen.

Man darf nicht glauben, daß diese Uebelstände durch die Nothwendigkeit des Lebens können gerechtfertigt werden, als ob es unvermeidlich sei, schon früh den Geist auf die Aneignung des Lehrstoffes zu beschränken, weil dieser sich sonst in der Jetztzeit nicht bewältigen lasse und als ob schon früh, schon auf dem Gymnasium Rücksicht auf's spätere Leben zu nehmen sei, weil sonst der erstrebte Platz nicht gewonnen werde. Weit entfernt, solche Reflexion im Allgemeinen zu mißbilligen, es vielmehr als heilsam und in vielen Fällen nothwendig anerkennend, daß ein Studium mit praktischer Umsicht gewählt und auch in seinem Betriebe das Leben beachtet werde: kann man denn doch Denjenigen, der ein Gymnasium besucht, um später zu studiren, und der mit schon vollzogener Wahl eines Faches in die Universität tritt, ganz und gar nicht von den Anforderungen entbinden, die an Alle, welche in das Gebiet des wissenschaftlichen Lebens übergehen, in dem Sinne gestellt werden müssen, wie wenn ein Jeder aus innerem und wahrhaftem Berufe sich dazu angeschickt hätte.

Diesen Anforderungen gemäß ist zu behaupten, daß, wo das Universitätsleben richtig beginnen soll, da müsse neben den nöthigen Kenntnissen noch eine reine Liebe zur Wissenschaft, eine freie und offene Empfänglichkeit für alle geistigen Interessen überhaupt, eine tiefe und wahrhafte Achtung vor dem großen Wissenschaftsvereine, den die Universität darstellt, und endlich ein begeisternder Trieb vorhergehen, durch selbstthätige Theilnahme an dem vorhandenen wissenschaftlichen Leben sich wissenschaftlich bilden zu wollen. Wo diese Bedingungen erfüllt sind, da versteht es sich gleichsam von selbst, daß der so vorbereitete Geist den richtigen Begriff der von ihm auf der Universität zu beginnenden Thätigkeit entweder selbst finden, oder ihn, wo er geboten wird, leicht erkennen kann; andererseits aber auch, daß er alle die Eigenschaften entwickeln wird, die er eben diesem Begriffe gemäß von sich selbst verlangen muß. Die Universität bietet ihm die Gesammtheit der wissenschaftlichen Bestrebungen

zur Wahl: er könnte, weil er richtig vorbereitet kommt, sich einer jeden von ihnen anschließen; sie stellt viele Wissenschaften mit einzelnen Benennungen auf: er weiß schon, daß der wissenschaftliche Geist in ihnen allen gleichen Gesetzen gehorcht; sie ist sogar in scheinbar von einander unabhängige Facultäten getheilt: er erfährt aber, daß diese ihrer inneren Bedeutung nach die Hauptinteressen des Geistes repräsentiren, welche erst in ihrer Verbindung die wissenschaftliche Cultur zu einem Ganzen machen. In solcher Kenntniß wird und muß er sich nun allerdings entscheiden; er mag dabei, wie zugestanden, die Rücksicht auf des Lebens Zukunft mit in Anschlag bringen, weil dies unter den genannten Bedingungen seinem wissenschaftlichen Triebe in keiner Weise Abbruch thut; was es aber auch ist, wofür er sich entscheidet, d. h. ob er überwiegend der Empirie, oder der Speculation, oder der religiösen Thätigkeit seine Kraft zu widmen sich entschließt: er wird wissen, daß die Thätigkeit, die er zu entwickeln hat, zwar dem erwählten Einen vorzüglich gewidmet, doch von Keinem allein und gänzlich verschlungen werden darf.

Hierin nun liegt das erste Kennzeichen, das zum Begriffe des wahren Universitätsstudiums gehört: eine Thätigkeit zu sein um der Wissenschaft willen, die sich zwar auf ein Hauptinteresse hervorragend und vorzüglich bezieht, ohne jedoch von eben demselben gänzlich verbraucht zu werden, vielmehr auch für alle Interessen des wissenschaftlichen Geistes offen ist. Es ist früher gezeigt, daß der Begriff der Universität aufgehoben würde, sowohl wenn sie in irgend einer Weise zu einer Specialschule herabsänke, als auch wenn ein Hauptglied des wissenschaftlichen Ganzen daran fehlte. Es ist eben so klar, daß deshalb diesem Begriffe gemäß von jedem Universitätslehrer verlangt werden muß, er trage die Idee der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit lebendig in ihrem ganzen Umfange in sich. Wie also sollte dieselbe Forderung, nur modificirt nach der eigenthümlichen Stellung des nach der Wissenschaft erst noch Strebenden,

nicht auch für den Studirenden gelten? Wie wäre es möglich, daß der Studirende, der ein wesentlicher Theil der Anstalt ist, von dem Begriffe der letzteren nicht eben so gut wie der Lehrer getroffen, diesem Begriffe nicht eben so wie jener unterworfen wäre, nicht eben so die aus ihm abzuleitenden Forderungen sollte erfüllen müssen? Es ist hiernach zu behaupten, daß es kein Universitätsstudium ist, wenn ein Studirender ausschließlich und allein etwa der Jurisprudenz oder der Medicin oder irgend einem anderen Specialfache in solcher Art seine Thätigkeit widmen wollte, daß er für Das, was in den übrigen Wissenschaften gelehrt wird, keine Empfänglichkeit, kein theilnehmendes Interesse, für Das, was andere Studirende eines anderen Faches treiben, gleichsam kein Gehör hätte. Es ist hiermit nicht gesagt, daß jeder Studirende Alles, was auf der Universität von den Lehrern vorgetragen wird, hören oder darüber für sich lesen soll: sondern es ist damit gemeint, daß kein Studirender der Universität in sein besonderes Studium ausschließlich verloren, vielmehr mit so viel Empfänglichkeit soll ausgerüstet sein, daß er an dem wissenschaftlichen Ganzen der Anstalt Theil nimmt und wenigstens, wie weit es irgend angeht und sich Gelegenheit dazu bietet, auch gern seinen Begriff vom Ganzen durch factische Kenntniß der Theile desselben bereichern will. Wo der Begriff des akademischen Studiums nicht in dieser Bedeutung gefaßt wird, da fällt derselbe nothwendig eben so sehr in den Begriff einer für die Specialschule passenden lernenden Thätigkeit zurück, als die Studirenden selbst aufhören, Glieder einer Universität zu sein und eben nur Lernende eines Faches werden; da ist kein Streben nach Universitätsbildung, sondern nur ein Streben nach juristischer oder theologischer oder medicinischer Bildung; da ist die schöne Genossenschaft der Studirenden nicht vorhanden, wie sie allein durch die vielseitige Empfänglichkeit eines Jeden für die wissenschaftlichen Bestrebungen aller Uebrigen entstehen kann; da ist selbst der persönliche Umgang der Studirenden mit einander nicht der den Einzelnen hebende, belehrende,

zu seinen eigenthümlichen Studien ihn neustärkende Verkehr, wie er es sein würde, wenn der Mediciner bei dem Theologen und dieser bei jenem und so ein Jeder bei Jedem, mit welchem Gespräch und Umgang ihn zusammenführen, Interesse und Empfänglichkeit fände und Beides wieder gewährte.

Ueberlegt man ferner, was sich für jene Thätigkeit um der Wissenschaft willen, die sich zwar einem Hauptinteresse widmet, aber auch für die übrigen offen bleibt, aus ihrer Beziehung zur Idee der Wissenschaft als Folge ergiebt, so kann auch diese nicht schwer zu erkennen sein. Insofern das Studiren eine Thätigkeit von der genannten Art ist, kann es auch nur von der Idee der Wissenschaft selbst seinen Zweck und seine nähere Bestimmung erhalten; das heißt: jene Thätigkeit kann zwar die Wissenschaft noch nicht besitzen, sondern sucht sie erst, muß aber, insofern sie dies soll, wenigstens den Begriff derselben in sich tragen und von ihm Richtung und Lenkung empfangen. Wenn dies geschieht, so ist jene Thätigkeit ein Fortrücken in der allmäligen Realisation der Idee selbst, oder mit anderen Worten eine persönliche Aneignung der verschiedenen Wissensformen, in deren Gesammtheit die Wissenschaft liegt; der Studirende sieht ein Bild der Wissenschaft vor sich, er sieht es aber auch immer mehr in sich wirklich werden und findet sich in einem Fortschreiten zu ihm hin. Das unmittelbare, reine Interesse, das ihn beseelt, ist zwar ein mannigfaltiges und vielgliedriges und breitet sich auch thatsächlich als eine eigentliche Virtus über das Viele aus; zugleich jedoch ist es auch concentrirt und hat jenes Bild der Wissenschaft hervorragend an eine Stelle, an das gewählte Fach, an die Natur der diesem entsprechenden Grundthätigkeit geheftet. In dieser Hinsicht befindet sich das Studium in einer doppelten Bewegung, indem es, stets von dem Bilde der Wissenschaft geleitet, sich bald über Vieles ausbreitet, dann aber wieder sich sammelt und schon in der Ausbreitung den Hauptpunkt, worin das Streben sich concentriren soll, nicht verliert. Dies bewirkt, daß dem Studirenden seine Thätigkeit,

also auch Das, worauf er sie richtet, in einem geordneten Plane erscheint; Alles, was unmittelbar in das Hauptinteresse selbst fällt, tritt in die Mitte und das Uebrige reihet sich daran; das Hauptinteresse, als der besondere Träger vom Bilde der Wissenschaft, welches dadurch vollständig realisirt werden soll, ist insofern nicht bloß eine virtuelle Thätigkeit, sondern soll auch ein Resultat ergeben, welches man Virtuosität nennt, während man rücksichtlich alles Uebrigen auf dieses Resultat verzichtet.

Der Sinn dieser Folgerungen sagt also einfach dies: Jene Thätigkeit, die zwar einem Hauptinteresse gewidmet, aber auch für die übrigen wissenschaftlichen Bestrebungen offen ist, wandelt sich durch ihre besondere Beziehung zur Idee der Wissenschaft um in ein Streben, Virtuosität zu erlangen in Einem, mit virtuellem Interesse für das Ganze. Hierin ist die Bedeutung und der Zweck des Universitätsstudiums vollständig ausgedrückt. Es kann Jemand mit der vorhin genannten Thätigkeit in einem Hauptfache arbeiten, auch für das Uebrige offenen Sinn haben: dies würde jedoch nur beweisen, daß in ihm zwar die Idee der Universität wirkte, aber nicht, daß auch die Idee der Wissenschaft sich bewußtvoll seines Triebes bemächtigt und er, bald in der Annäherung, bald in der Entfernung von ihr sich erblickend, daraus die Rückwirkung auf sein Wollen in sich aufgenommen hätte, welche unbedingt mit der Erkenntniß der Idee und ihrer Beziehung auf das schon vorhandene Streben verbunden ist. Ganz wie es rücksichtlich aller übrigen Ideen der Fall ist, daß, wer sie erkennt, sich auch aufgefordert fühlt, nicht bloß ihnen nachzustreben, sondern auch stets die Distanz seines wirklichen Verhaltens von der Idee selbst zu messen und hierbei für dasselbe gemäß der Idee ein Ideal zu entwerfen, in dessen endlichem Besitze allein er sich genügen würde: ebenso verhält es sich mit der Idee der Wissenschaft. Wer ihren Werth, ihre absolute Vorzüglichkeit erkennt, ist genöthigt, sich in Bezug auf diejenigen Beschäftigungen, in denen

das Wissen entspringen kann, eine Musterform zu zeichnen; es kann ihm nicht recht genügen, derselben nur halb oder in mangelhafter Weise zu entsprechen: er muß das Ganze in der Vollendung, er muß mit einem Worte Virtuosität wollen, mit welchem Namen eben das persönliche Verhalten ausgedrückt wird, das den thätigen Träger desselben als im sicheren und vollständigen Besitze Dessen erscheinen läßt, was von dem nach der Idee entworfenen Ideale in seiner Beziehung auf menschliches Wollen, auf den menschlichen Geist überhaupt, als möglich gefordert wird.

Man darf nicht glauben, um sich die Virtuosität in einem Fache, verbunden mit virtuellem Interesse für das wissenschaftliche Leben in seiner ganzen Weite, zum Zwecke zu setzen, sei es durchaus erforderlich, daß man von dem in den einzelnen Gebieten liegenden Wissen selbst schon ein gutes Stück besitze: dies ist eben so wenig nöthig, als daß Derjenige, der sich ein sittliches Leben zum Ziele setzt, schon die Tugend selbst zu haben braucht; vielmehr gerade weil man das Erstrebte noch nicht hat, darum setzt man es sich zum Zwecke. Nöthig ist eben nur, daß die begriffliche Erkenntniß der Idee vorhergeht; ja, auch diese braucht nicht einmal vollständig zu sein; sondern es tritt hierbei der unendlich wichtige Umstand hervor, daß, wer von dem absolut Vorzüglichen auch nur einen Theil erkennt, durch diese theilweise Erkenntniß auch schon den ganzen Unterschied zwischen dem Vorzüglichen und dem Verwerflichen stillschweigend mit bestimmt. Auf unseren Fall angewandt bemerkt man dies daran, daß junge Männer, denen man eine vollständige Erkenntniß der Idee der Wissenschaft noch nicht zuschreiben darf, doch in ihrer zum Berufe gewählten Doctrin nicht selten diejenigen Bearbeiter derselben genau als die vorzüglichsten treffen, in denen unläugbar jene Idee beseelend und ihr wissenschaftliches Arbeiten bestimmend wirkte, oder daß sie unter den verschiedenen Männern, deren Schriften sie lesen oder deren Bild ihnen die Geschichte entwirft oder mit denen der Verkehr sie zusammenführt, sich mit

gewisser Begeisterung für den Einen oder den Anderen entscheiden und bei dieser Entscheidung, sobald nur keine künstliche Täuschung dabei einwirkt und der Entscheidende nur selbst wenigstens von dem rechten wissenschaftlichen Triebe ergriffen ist, selten fehltreffen. Ja, dies beweist, daß in dem wohlgebildeten jugendlichen Geiste die Wissenschaft leicht selbst sich eine Wohnung bereitet und nur geringer künstlicher Nachhilfe bedarf, vielmehr sich nur rein und farblos, wie sie ist, zu zeigen braucht, um den Geist durch den Geist zu entzünden und ihn in die gemeinschaftliche Strebung zu der gleichen Idee zu versetzen.

Es steht hiernach also fest, daß das Universitätsstudium jene mit dem aus der Wissenschaft entsprungenen Entschlusse verbundene Thätigkeit ist, wodurch der Studirende, ohne seine Empfänglichkeit für das wissenschaftliche Leben in allen Richtungen aufzuheben, in der von ihm mit dem Hauptinteresse ergriffenen Doctrin in solcher Art jene Idee realisiren will, daß er darin den Preis der Meisterschaft davon trägt. Diesen Entschluß kann der wahre Studirende schon deshalb nicht aufgeben, weil er sonst verrathen würde, daß er das Gebiet der Wissenschaft als ein Unberufener betreten, seine Wahl nur aus äußerlichen, vor der Idee ungiltigen Motiven vollzogen hätte; er kann denselben Entschluß selbst dann nicht aufgeben, wenn auch die Verwirklichung sich vor seinem inneren Auge in weite Ferne stellt, weil, wenn er ihn sinken ließe, er hiermit wiederum aus dem Reiche des Begriffes vom wissenschaftlichen Leben hinaustreten würde, welcher der allein giltige ist.

Eben deshalb kommt es aber auch darauf an, den Inhalt dieses Entschlusses mit seinen Consequenzen gegenwärtig zu haben, von denen hier wenigstens auf einige soll hingewiesen werden.

Zunächst nämlich bewirkt jener Entschluß, daß der Studirende schlechterdings nicht auf den Gedanken gerathen kann, als ob die von ihm getragene Thätigkeit solcher Art in den wenigen Jahren, die er auf der Universität verlebt, ihr Ende

erreichte; er weiß vielmehr, daß dies unmöglich ist, weil seine Thätigkeit ihrem Begriffe nach in jene Reihe der Perfectibilität fällt, welcher er keine Gränze zu setzen im Stande ist. Das Gegentheil hiervon würde sein, wenn der Studirende eben so, wie er beim Abgange aus der Vorschule der Universität für immer Dieses oder Jenes bei Seite warf, sich so auch am Ende der Studienzeit von aller Fortsetzung des wissenschaftlichen Arbeitens schon beim Beginne derselben im Gedanken befreiete: solcher Gedanke wäre ein sicheres Kennzeichen, daß er dem Begriffe des wahren Studirenden nicht entsprach. Die Richtigkeit dieser Behauptung versteht sich in Betreff Aller, die auch im späteren Leben schon der äußerlichen Stellung nach im Verkehre mit der Wissenschaft bleiben, von selbst; sie gilt aber nicht weniger auch für Diejenigen, welche die Verhältnisse des Lebens in praktische Thätigkeiten, in ausübende Künste und Geschäfte mancherlei Art führen, wie Aerzte, Prediger, juristische Beamte u. s. w. Denn dem aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, daß selbst da, wo in solcher Stellung eine übergroße Last der Geschäfte drückt, mindestens ein wahrhaftes, den inneren Trieb noch lebhaft verrathendes Bedauern gehört wird, der Wissenschaft als solcher nicht mehr die nöthige Muße widmen zu können, daß dagegen bei Denen, welche mit demselben Triebe noch Zeit zu erübrigen wissen, auch in der That das Studiren fortgeht, ja, daß sie gerade recht eigentlich in ihm ihre Freude, die Befriedigung eines unvertilgbaren Bedürfnisses suchen.

Hierzu kommt zweitens, was für unsere Frage erheblicher ist, daß ein nach der Virtuosität strebendes Studium unmittelbar genöthigt ist, sich der von ihm gewählten Doctrin nach allen Standpunkten ihrer Ausbildung zu bemächtigen. Es ist undenkbar, daß der wahre Studirende nicht die früher angegebene und ihrem Begriffe nach erörterte historische Verallgemeinerung seines Gegenstandes in solcher Art vollziehe, daß er sich mit dem vorhandenen geschichtlich gegebenen Material seiner Wissenschaft, mit der Gesammtheit ihrer Leistungen

vom Beginne bis zur Gegenwart, ihren verschiedenen Methoden und Behandlungsarten, kurz mit ihrer Geschichte vollständig bekannt macht. Er kann nicht umhin, seine Wissenschaft als eine werdende Größe aufzufassen, und muß, wie gewiß er das in seiner Doctrin der Realisirung unterworfene Bild der Wissenschaft sich zum Gesetzgeber gemacht hat, auch den Verlauf der historischen Erscheinung desselben mit allen Krümmungen und Abweichungen, in allen Gestalten klar übersehen. Mag dies immerhin rücksichtlich gewisser Doctrinen, die sich durch den Reichthum ihrer Geschichte und ihrer gegenwärtigen oder früheren, scheinbaren oder wahrhaften Blüthe auszeichnen, nicht geringe Schwierigkeiten haben: der Studirende darf vor der Arbeit nicht erschrecken, sondern eine genaue Kenntniß von den Productionen Derer, die früher mit mehr oder weniger Glück im Dienste derselben Idee standen oder noch jetzt arbeiten, wird das anhaltende Ziel derjenigen Thätigkeit sein müssen, die in derselben Richtung ihre Vollendung sucht.

Endlich wenn sich auch hierin für die Mehrzahl der Studirenden schon eine Gränze feststellen sollte, so liegt doch für den giltigen Begriff des Studiums an sich eine solche darin noch nicht. Vielmehr muß jene Thätigkeit, in sofern ihr Gegenstand eine wachsende und im Wachsthume sich dem Wissen immer mehr nähernde Größe ist, ihrem Träger noch unvermeidlich den Antrieb geben, die Virtuosität des Geistes auch in eigener Production zu erstreben, durch welche in irgend einer Art entweder in formaler oder materialer Hinsicht ein Fortschritt gewonnen werden möchte. Dies heißt mit anderen Worten, daß das wahre Studium von vorn herein mit dem Entschlusse verbunden ist, sich nicht bloß den vorhandenen Schatz der Wissenschaft anzueignen, sondern die Kraft des Geistes auf jede mögliche Weise zu üben, um ihn zu befähigen, selbstthätig an dem der Idee entgegenstrebenden Baue mitzuwirken. Es liegt in der Ausführung dieses Entschlusses selbst für Denjenigen, den die Begeisterung für den wissenschaftlichen Fortschritt vielleicht

das Maß seiner Befähigung überschätzen läßt, eine durch nichts Anderes zu ersetzende Rückwirkung auch auf die Arbeiten, durch welche er vielleicht eben nur zur Aneignung des schon Vorhandenen gelangt: sie nimmt ihm die Meinung, als ob die Zeit des Stillstandes in der Erkenntniß gekommen, oder das ganze Ziel schon irgendwo erreicht sei; sie giebt ihm die Freiheit des eigenen Urtheils und gewährt ihm auch in dem Falle, daß er sich mit der Nutznießung der Werke Anderer begnügen muß, wenigstens die Freude, den Geist derselben mit nachschaffender Thätigkeit in sich aufgenommen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Die innere Methode des Studiums.

Der Begriff des Studiums drückt, wie gezeigt, wesentlich eine Selbstthätigkeit des Geistes aus, die aus der Liebe zur wissenschaftlichen Bildung um der Bildung willen entspringt, sich für ein Hauptinteresse entscheidet, wegen ihrer Beziehung aber zur Idee der Universität für die Gesammtheit der geistigen Interessen offene Empfänglichkeit beibehält und nährt, und wegen ihrer Beziehung zur Idee der Wissenschaft in den ethischen Entschluß und dessen Ausführung übergeht, es in der Befriedigung und Pflege des ergriffenen Hauptinteresse bis zur Virtuosität zu bringen. Jetzt soll jene Thätigkeit noch zur Idee der Wissenschaftlichkeit in Relation gesetzt werden, aus welcher sich Dasjenige ergiebt, was man die Methode des Studiums, das heißt, sein eigenthümliches Verhalten zur Form und zum Stoffe der Wissenschaften nennt. Dabei sind jedoch erst einige Vorbemerkungen nöthig.

Zunächst nämlich, wenn hier von der Methode des Universitätsstudiums die Rede sein soll, so geschieht dies unter Abstraction von mancherlei Einrichtungen auf den vorhandenen Anstalten der Art: die Universitäten, wie sie sind, ist eine ganz andere Frage, als die, wie sie sein sollten. Alles, was man das öffentliche Studium nennen kann, hängt auf den Universitäten theils von höheren Vorschriften ab, die beachtet werden müssen, bis sie durch andere ersetzt werden, theils von den Gewohnheiten und Ansichten der Lehrer, welche gleichfalls das Verfahren der Studirenden mehr oder weniger bestimmen. Der Absicht dieser Blätter gemäß sehen wir von dieser öffentlichen Seite des Studiums gänzlich ab und beziehen die Frage ausschließlich auf das Privatstudium des Studirenden, also auf diejenige Sphäre seiner Thätigkeit, in welcher er den aus dem Begriffe selbst abgeleiteten Regeln allein zu folgen die Freiheit hat. Dies ist zugleich auch zweckmäßig, weil davon, wie der Studirende über sein Privatstudium denkt und es treibt, ohne Zweifel auch die Art der Einwirkung des öffentlichen Studiums auf seinen Geist abhängt und es mithin immer das Wesentlichste ist und bleibt, daß der Studirende bei seinen Privatarbeiten richtigen Grundsätzen folgt.

Andererseits soll hier Alles unberührt bleiben, was in den hodegetischen Schriften zwar auch unter dem Namen methodischer Lehren pflegt angeführt zu werden, doch nur gewisse Aeußerlichkeiten, gleichsam nur die Mechanik des Universitätsstudiums betrifft; so etwa, wenn Vorschriften ertheilt werden, wie der Studirende sich den Vorträgen der Lehrer gegenüber zu verhalten, was er rücksichtlich der Zeitvertheilung oder der Reihenfolge der Collegien zu beachten habe u. dergl. Für den ganz Unkundigen und den von eigener Ueberlegung Entwöhnten haben solche Rathschläge einen unläugbaren Werth, der Natur der Sache nach aber stehen sie zu der eigentlichen Methode des Studiums in demselben Verhältnisse, wie in der Pädagogik gewisse unter der Benennung von heuristischer, katechetischer,

sokratischer u. s. w. Methode aufgeführten Verfahrungsarten zu den wahren Methoden des Unterrichts. So etwas versteht sich dort wie hier bei einiger Gelenkigkeit des Geistes ganz von selbst.

Gesetzt nun, man läßt auf das Studium, wie weit diese Thätigkeit bis jetzt bestimmt ist, auch die Idee der Wissenschaftlichkeit einwirken, so werden sich offenbar die Erfolge finden lassen, wenn man die Kennzeichen, welche die Wissenschaftlichkeit als persönlichen Besitz des Wissenden ausdrücken, sich der Reihe nach als die Zielpunkte denkt, deren Begriff jene Thätigkeiten in solchem Sinne anticipirt, daß der Studirende als ein erst nach der Wissenschaft Strebender dies selbst schon in wissenschaftlicher Weise ist. Das Studium, heißt dies mit anderen Worten, wandelt sich selbst durch seine Beziehung auf die Idee der Wissenschaftlichkeit in eine wissenschaftliche Thätigkeit um: es darf nicht mehr bloß ein Streben nach Virtuosität in einem Hauptinteresse verbunden mit Interesse für das übrige geistige Leben sein, sondern es wird durch jene Beziehung ein solches Streben in ganz bestimmter, in einer absolut geregelten Weise, nach wissenschaftlicher Methode. Man erkennt die Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes daraus, weil, wo er nicht ergriffen ist, das Studium, gerade je lebhafter die Idee der Universität und der Wissenschaft schon im Gemüthe wirkt, desto leichter sich entweder in dem Taumel einer leeren Begeisterung verliert, oder aber sich mit dem Wahne verbindet, als ob das Wissen könnte im Sturmschritte erobert oder durch geniale Einbildung ersetzt werden. So Etwas tritt überall hervor, wo vom Wissen und Erkennen, von der Hoheit und Würde beider, von einer gewissen Universalität zwar mit poetischem Schwunge geredet wird, aber kein Gewußtes und kein Erkanntes in haltbarer Weise zum Vorschein kommt. Wo im Gegentheile das Studium, wie es sein soll und muß, in die innerste Beziehung zur Wissenschaftlichkeit gesetzt ist, da erst wird erkannt, daß es ein Arbeiten, ein ganz und gar willkührloses, an die strengsten Regeln ge-

bundenes Thun ist, in deren Beachtung eben seine Methode besteht.

Um nun hierüber klar zu werden, muß der Leser sich an dieser Stelle eine Episode gefallen lassen, worin einerseits über das Wissen, andererseits über die Darstellung desselben im sprachlichen Ausdrucke so viel gesagt werden soll, als hinreicht, um aus der Wissenschaftlichkeit, welche im richtigen Gebrauche der verschiedenen Wissensformen und der correcten Anwendung der diesen entsprechenden Arten der Darstellung beruht, die methodischen Regeln des Studiums abzuleiten.

Wir gehen dabei von dem hier hypothetisch als richtig angenommenen Satze aus, daß das Wissen in einer Form liegt, nichts Qualitatives, nicht ein einzelnes Was, sondern ein Verhalten von Einem zu einem Anderen, also eine Form ist und mithin von der Verschiedenheit der Form, nicht von der Verschiedenheit der Objecte, auch die Unterschiedlichkeit des Wissens abhängt. Andererseits freilich stellt man dem Wissen als einer Form gegenüber seinen Gehalt, worunter man Das, was man weiß, versteht, und es scheint auf den ersten Anblick, als ob beide Begriffe, nämlich die Form und der Gehalt des Wissens, zwei wirklich verschiedene Seiten des Wissens ausdrückten. Allein bei genauerer Untersuchung findet es sich, daß die Verschiedenheit beider, nämlich der Form und des Gehaltes des Wissens, keine wesentliche ist, sondern daß der Gehalt des Wissens ganz und gar mit der Form desselben zusammenfällt.*)

Läßt man dies hypothetisch gelten, so folgt, daß man, um das Wissen in seiner möglichen Verschiedenheit zu finden, sich derjenigen Formen zu versichern habe, welche, einmal gefunden, auch einen Gehalt des Wissens erzeugen. Man begreift alsdann zugleich, warum alle Denker, die jemals ein Wissen ge-

---

*) Das Nähere hierüber geben die metaphysischen Schriften von Herbart und Hartenstein in den Kapiteln: von der Möglichkeit des Wissens.

sucht haben, auch immerwährend auf die Entdeckung der Form des Wissens ausgingen; weshalb ferner Jeder, der ein schon gefundenes Wissen wieder darstellt, auch wiederum auf die Form vorzüglich sein Augenmerk richtet; weshalb ferner, wer mit dem Wissen am meisten begabt ist, diesem auch die meisten Formen des Denkens zu Gebote stehen; weshalb endlich, wer sein Wissen erweitern will, sein Denken auch in neue Formen fügen muß. Denn immer und in allen Fällen ist Das, was ein Gewußtes werden soll, an die Form gebunden und empfängt erst mit dieser seinen Gehalt und seinen Werth; und umgekehrt, wo Irrthum oder überhaupt ein Fehler im Wissen ist, da ist auch ein Versehen oder ein Mangel rücksichtlich der Form.

Hierbei könnte Jemandem ein scheinbar giltiger Einwurf einfallen, der deshalb nebenher erst beseitigt werden mag. Wie, könnte man sagen, das Wissen soll an die Form gebunden sein? Wird nicht in der Logik gelehrt, daß eben so viel und noch mehr, als auf die Verbindung, auch auf die Deutlichkeit, Klarheit, Richtigkeit und Giltigkeit der Begriffe als solcher ankommt? Kann eine Form Wahrheit d. h. ein Wissen ergeben, wenn nicht die Glieder, die Elemente, woraus sie besteht, das heißt hier die Begriffe, selbst schon Wahrheit einschließen?

Dieser Einwurf wäre richtig, wenn die Voraussetzung wahr wäre, auf die er sich gründet; diese Voraussetzung aber ist, daß der Begriff als Begriff selbst keine Form sei. Allerdings wird in der Logik der Begriff gewöhnlich nicht als Form dargestellt, wenigstens nicht ausdrücklich so genannt; sondern als Formen gelten dort nur die Urtheile, Schlüsse und die sogenannten systematischen Formen, wie Classification u. s. w. Allein es muß eigentlich ein Jeder, der Logik treibt, es sich selbst sagen, daß auch der Begriff eine Form ist: ja, es sagt sich dies auch wirklich ein Jeder, in dem Augenblick, wo er erfährt, daß der Begriff in der Zusammengehörigkeit der Merkmale seine Bedeutung hat, welche letzteren sich nicht wie bloße

Summanden, sondern mehr wie Factoren oder von einander abhängige Größen verhalten. Mithin ist es ganz richtig, daß auf die Deutlichkeit und Giltigkeit der Begriffe sehr viel ankommt; denn sie gehören zu den ersten Formen, in denen Wahrheit oder Irrthum entstehen kann.

Fragen wir also, welche Formen es sind, in denen ein Wissen entspringt, so braucht, um das erste Geschlecht derselben zu gewinnen, das eben Erwähnte nur in seiner Art vervollständigt zu werden. Der Begriff nämlich wurde schon genannt; zu diesem gehört aber noch das Urtheil und der Schluß. Diese drei machen das erste Geschlecht jener Formen aus: man nennt sie die logische Form des Wissens. Außer dieser giebt es dann noch zwei andere, wie weit man wenigstens bis jetzt die Sache kennt, obwohl möglicher Weise noch neue können gefunden werden: die eine von ihnen ist die speculative Form, welche in der Metaphysik, in der Mathematik und den von diesen abhängigen Theilen der Untersuchung das Wissen bildet; die andere ist die constructive Form, welche auf dem ästhetischen und ethischen Gebiete, also in der praktischen Philosophie, ihre Geltung hat.

Was zuerst die logische Form des Wissens betrifft, wie sie im Begriffe, Urtheile und Schlusse liegt, so ist sie zwar die allgemeinste, dem Denken immer inwohnende, aber doch die unbedeutendste; in ihr sind die allerwenigsten Fortschritte des Wissens gemacht, indem sie weniger zur Erfindung, als zur wissenschaftlichen Vorstellung des Erfundenen dient. Es wird hier als entschieden angenommen, daß weder der Begriff, noch das Urtheil, noch der Schluß etwas Reales, sondern die beiden letzteren an sich stets hypothetisch, der Begriff aber jedesmal etwas Ideelles ist. Was im Begriffe als solchem gewußt werden kann, muß immer schon eine psychische Thatsache vor sich haben, die erst in den Begriff erhoben wird und entweder eine Wahrnehmung ist oder ein Erinnerungsbild oder ein reflectirender Act: wo dies nicht stattfindet und man redet doch von einem Wissen

im Begriffe, da ist Selbsttäuschung oder leere Fiction. Insofern nun aber in den meisten Fällen Das, was dem Begriffe zum Grunde liegt, entweder Wahrnehmungen sind oder aber unwillkührliche oder durch Reflexion vermittelte Erinnerungsbilder und diese durch den Begriff in das Urtheil und den Schluß übergehen: so ist denn auch das logische Wissen vorzüglich ein empirisches oder historisches, und wird aus dem genannten Grunde am meisten gepriesen, als ob es das sicherste sei. Kann man auch die Sicherheit zugestehen, so ist doch nicht zu vergessen, daß solches Wissen es nur bis zur Subsumtion des Einzelnen unter das Allgemeine bringt, und nur bewirkt, daß das Eine als ein Dieses, das Andere als ein Jenes bekannt wird. Nur durch Irrthum kann man aus dem Begriffe als solchem mehr, als dies, machen wollen, obgleich denn allerdings ein solcher Irrthum nicht selten ist, wie wenn z. B. der Naturhistoriker in den Classen- oder Familienbegriffen, in den Ueber-, Unter- und Nebenordnungen, kurz in Dem, was er das System nennt, vermeinen wollte, die Wesenheit der Natur ausgedrückt zu haben. Die logischen Formen können, außer dem Gehalte, den sie dem Wissen durch ihre Verbindung entweder mit der Wahrnehmung oder mit unabweislichen Reflexionsacten bringen, noch Klarheit, Ordnung und Uebersicht erzeugen und sind deshalb ganz unentbehrlich und von großer Bedeutung; allein es darf Niemand wähnen, daß hiermit Alles gewonnen und außer den logischen Formen kein Wissen möglich sei: der größte Theil der Wahrheiten vielmehr überschreitet die logische Form, die sich für ihn so unwesentlich verhält, daß er entweder gar nicht in sie hineingebracht werden oder, ohne sich selbst zu vermehren oder zu vermindern, sie in der verschiedensten Weise annehmen kann. Wo man dies nicht weiß, da wird die logische Form eine hemmende Fessel des Geistes, in der eine Erweiterung der Erkenntniß unmöglich ist.

Wie ferner die logische Form des Wissens in keinerlei Art eine Abbildung der Objecte, sondern eine Versetzung derselben

aus der Einzelheit und Besonderheit in den Begriff ist, der letztere aber selbst nur Werth und Bedeutung hat, wie lange seine psychische Veranlassung in ihm festgehalten wird, er also entweder auf die Wahrnehmung oder auf unvermeidliche Reflexionsacte hinweist: so läßt sich zweitens von der *speculativen* Form des Wissens so Etwas noch viel weniger erwarten. Die Eigenthümlichkeit dieser Form besteht darin, daß das Denken in ihr nach Motiven fortschreitet, welche in den bloß logischen Verhältnissen der Begriffe und in der Relation zur Wahrnehmung oder in bloßen Reflexionsacten allein nicht liegen, sondern entweder in der inneren Abhängigkeit der den Inhalt des Begriffs bestimmenden Elemente oder in deren Unvereinbarkeit gefunden werden und das Denken zwingen, über den gegebenen Begriff hinauszugehen. Der Denkfortschritt in einer bloß logischen Form, wie er etwa nach den bekannten Schlußfiguren vor sich geht, ist nicht bloß hypothetisch, sondern auch rücksichtlich seiner Begründung zufällig und rücksichtlich der Folgerung nur in formaler Hinsicht vorhanden. Wenn gesagt wird: M ist P, aber S ist M, also S ist P, so ist nicht bloß jede Prämisse hypothetisch, sondern auch die Zusammenstellung beider Prämissen ist dem Belieben überlassen, und wenn sie denn nun auch einmal zusammengestellt sind, so ergiebt die Conclusion doch der Sache nach nichts Neues. Nun sind aber die Metaphysik und die Mathematik Thatsachen, welche beweisen, daß es noch eine andere Form des Wissens, nämlich die speculative giebt. Ihre Bedeutung besteht, wie gesagt, darin, daß entweder eine innere Abhängigkeit der die Begriffe constituirenden Factoren oder aber deren widersprechende Natur, also ein innerer Gegensatz, das Denken vorwärts treibt. In beiden Fällen erzeugt sich durch richtige Benutzung des einen wie des anderen Umstandes ein neuer Gedanke und mit diesem ein neuer Gehalt des Wissens, nur mit dem Unterschiede, daß er in der mathematisch-speculativen Form doch nicht ganz den hypothetischen Charakter ablegt, während er in der metaphysisch-specula-

tiven Form außer der allgemeinen Giltigkeit auch noch Nothwendigkeit an sich trägt. Dies kommt daher, weil die Mathematik ihre Begriffe von der Wahrnehmung ablöst, während die Metaphysik die Relation ihrer Begriffe zum Gegebenen, trotzdem daß sie dieses überschreitet, festhält und gerade ihre Aufgabe darin hat, die Erfahrung, d. h. die logische Form der Wahrnehmung sich selbst in die speculative Wissensform umwandeln zu lassen. Aus diesem Grunde ist denn freilich auch in der Metaphysik die Wahrscheinlichkeit des Irrthums um Vieles größer, als in der Mathematik.

Endlich was die constructive Form des Wissens betrifft, die, wie erwähnt, das ästhetische und sittliche Gebiet beherrscht, so unterscheidet sich dieselbe von den übrigen dadurch, daß, wenn irgendwo, sich in ihr das Wissen, wie weit es im menschlichen Geiste vorkommt, der Unmittelbarkeit annähert. Das Dasein der Dinge, d. h. die Giltigkeit und objective Beziehung der Wahrnehmungen, ist nicht unmittelbar gewiß: sonst wäre weder jemals ein Idealismus entstanden, der widerlegt werden muß, noch würde es einen Empirismus im Sinne wissenschaftlicher Erfahrung geben, der seine Gewißheit gleichfalls erst vom Begriffe entlehnt. Ebenso ist das in den speculativen Formen liegende Wissen nicht unmittelbar gewiß: denn das diese Formen schaffende Denken wälzt sich durch eine lange Reihe vermittelnder Bestimmungen hindurch, auf deren Zusammenhaltung es ankommt, wenn metaphysische oder mathematische Erkenntniß resultiren soll. Die Wahrheit des Schönen dagegen und des Guten ist, nach Plato, der leuchtenden Sonne vergleichbar, die nicht bloß die Welt um sich her, sondern unmittelbar auch sich selbst kenntlich macht; es ist in Beidem eine ursprüngliche Evidenz, die nur ein einziges Entweder — Oder übrig läßt, indem der Geist sie entweder bemerkt und dann Gewißheit davon hat, oder nicht. Deshalb, sagt man, giebt es von dem Schönen und Guten keinen eigentlichen Beweis, keine genetische Deduction seiner Wahrheit, sondern es kommt nur darauf an, daß der Geist

derjenigen Form in sich freien Platz mache, welche ihm die Ueberzeugung von Beidem schlechthin mitbringt. Dies geschieht dadurch, daß man dieselbe rein und unvermischt construirt, weshalb auch diese Wissensform die constructive genannt ist. Die Unmittelbarkeit ihres Wissens ist der Grund, warum das Schöne und Gute von Allen kann gewußt werden, warum es selbst in sonst verworrenen Gemüthern, die seine Form verzerrten oder deren ursprüngliche Klarheit durch falsche Verbindungen trübten, doch oft wie ein leuchtender Blitz durch die Dunkelheit in die Gegenwart des Bewußtseins schlägt, warum es wie eine eingeborene Sprache der Seele vernommen und zur Unterschiedlichkeit von allem Anderen als liegend im Gewissen gedacht wird.*)

Ohne nun das Verhalten, wodurch sich gegenüber den genannten Formen des Wissens das Denken in der Wissenschaftlichkeit zeigt, hier zu verfolgen, kommt es noch darauf an, zu bemerken, wie sich die Bewegungen desselben theils zu jenen Formen hin und in ihnen, theils correspondirend diesen Fällen im sprachlichen Ausdrucke unterscheiden. Man erkennt leicht, daß jedes Wissen innerhalb der Form, worin sein Gehalt liegt, nicht auf einmal, nicht plötzlich hat entspringen können, daß es vielmehr eine Entstehungsgeschichte desselben giebt, womit nicht die Geschichte einer Wissenschaft, wie der Medicin, Philosophie u. s. w., sondern das Werden des Wissens im denkenden, das Wissen suchenden Geiste gemeint ist. Mit anderen Worten: rücksichtlich jedes Wissens kann man den Weg zu ihm hin unterscheiden von dem Ende des Weges, wo das Wissen als Resultat der Denkbewegung liegt, und dieser Unterschied ist in Bezug auf das Verhalten des Geistes in der Wissenschaft, dann

*) Wie die Empirie, Kunst und Speculation nothwendig in der Religion sich vollenden, so ist umgekehrt, wie weit sich die Religion zur begrifflichen Form ausbildet, auch deren Wissen an die logischen, speculativen und constructiven Formen gebunden.

aber auch in Bezug auf sein Verhalten zur sprachlichen Darstellung wichtig.

Insofern nämlich das Denken das Wissen noch sucht, beschreibt es in den wenigsten Fällen direct die Bahn, welche zum Wissen hinführt: es macht vielmehr meistens theils noch mancherlei Seitenbewegungen, theils nach einem Fortschritte erst wieder Rückschritte, bevor es wiederum weiter gelangt; es vollzieht, heißt dies, viele Zwischenacte, manche an sich zwar unnöthige, aber beim Suchen des Wissens doch unvermeidliche und in der That auch zur Beförderung der überzeugenden Kraft oft sehr heilsame Verbindungen. Ist aber das Wissen gefunden, also entweder die Thatsache vom wahren Begriffe gefaßt, oder die verborgene Beziehung entdeckt, welche das metaphysische oder mathematische Problem einschloß: dann kürzt sich vor dem zurückblickenden, vor dem sich sammelnden Geiste der beschriebene Weg meistens bedeutend ab; die gefundene Wahrheit erscheint als die Folge weniger Prämissen und ihr sprachlicher Ausdruck ist oft nur ein kurzer Satz. Wiederum, wenn in solcher Weise Wahrheit an Wahrheit, Resultat an Resultat gereihet ist, kehrt sich in vielen Fällen die Denkbewegung geradezu um: was im Beginne der Untersuchung das Erste war, wird jetzt das Letzte; die Begriffsreihen unterliegen einer Umstellung und ordnen sich nach einem anderen Gesetze, als dasjenige war, wonach sie erzeugt wurden. Kehrt nun der Geist in neuer Sammlung zu ihnen zurück, dann eröffnet sich endlich für ihn noch eine neue Thätigkeit: die schon in Ordnung liegenden Resultate erlauben ihm noch mancherlei Combinationen, deren Vollziehung entweder die wissenschaftliche Einsicht als solche noch reicher und inniger macht oder, wie man es nennt, zu mancherlei Anwendungen hinführt.

Was hieraus folgt, leuchtet ein. Jene Bewegungen des Denkens nämlich, ob es entweder das Wissen noch sucht oder das gefundene Wissen ordnungsvoll in seinen Resultaten reproducirt oder aber solche Reproductionen nochmals combinirt und gleichsam den praktischen Erfolg ihrer Gesammtheit ergreift, be-

gründen rücksichtlich des Denkens selbst den Unterschied zwischen genetischer, dogmatischer und combinatorischer Denkbewegung, rücksichtlich der sprachlichen Darstellung des Wissens aber den Unterschied zwischen der Einleitung zur Wissenschaft, dem Systeme, und der Encyklopädie.

Die genetische Form, die genetische Denkbewegung ist vorzüglich am rechten Orte, wo es sich um speculatives, wenn auch mehr metaphysisches als mathematisches Wissen handelt; denn bei diesem kommt es nicht bloß wesentlich auf ein Zusammenhalten aller beweisenden und überzeugenden Elemente, sondern andererseits auch auf eine Abwehr aller falschen Richtungen an, die das Denken von vielen Punkten der Untersuchung aus nehmen könnte, was jedoch in der mathematischen Wissensform seltener ist. Dem Wissenschaftlichen schweben alle möglichen Denkfortschritte rücksichtlich des fraglichen Gegenstandes vor; unter diesen also auch die, welche zum Irrthume führen; solche aber können von Anderen betreten werden oder sind es schon, und deshalb ist er gewissermaßen gezwungen, während der zu ihrem Ziele strebenden Deduction gleichzeitig einen Kampf gegen widerstreitende Richtungen zu führen. Es ist keine Polemik, die er übt, sondern es sind nur verschiedene Wendungen, die er den Begriffen giebt, damit es sichtbar werde, daß er nicht bloß die Gründe für seine Ueberzeugung, sondern auch die gegen sie kenne. Eine gewisse Genesis des Erkennens, des Wissens, nicht eine psychische, sondern die begriffliche, verlangt aber der Wissenschaftliche gern überall: der Historiker fügt die Quellenbelege bei, welche die Wahrheit der Erzählung, d. h. die Richtigkeit des historischen Wissens, ergeben sollen; der Physiker beschreibt genau seinen Versuch, der die empirische Wahrheit entstehen läßt; der Philosoph bewirkt, daß jener innere Zwang, welcher der Unmöglichkeit gleich ist, durch eine Widerlegung entgegengesetzter Möglichkeiten empfunden werde. So wird das Wissen im Werden gezeigt und eben darin liegt selbst ein Theil des Wissenschaftlichen.

Der dogmatische Fortschritt, die dogmatische Form dagegen ist die der Abgeschlossenheit, der Vollendung. Die fertige Wahrheit tritt voran und bringt ihre Begründung erst hinterher oder deutet sie nur kurz an. Es ist ihr zuwider, sich in die Begriffsverbindungen des Gegentheils einzulassen, was sie mehr für eine Aufgabe des Anfängers, des die Wahrheit erst noch Suchenden hält. Sie giebt Resultate und beschreibt dabei gleichsam eine gerade Linie, auf welcher jeder Schritt eine neue Wahrheit sein soll. Deshalb zeigt sie sich in der Mathematik am vollendetsten, wo weder ein Rückschritt, noch ein Nebenschritt im Denken geschieht.

Die combinatorische Bewegung des Denkens pflanzt sich entweder mit der genetischen und innerhalb derselben fort oder, wie sie hier aufgefaßt wird, bemächtigt sich der Reihen der dogmatischen Resultate; sie bewirkt in dem einen Falle Vollständigkeit, in dem anderen Falle löst sie die dogmatische Fessel auf und sucht Uebersichten über das Ganze von den verschiedensten Anfängen aus zu gewinnen. Wie, nach einem Leibnitzischen Bilde, eine und dieselbe Stadt, von entgegengesetzten Seiten angesehen, immer einen neuen und vom vorigen verschiedenen Anblick gewährt, ohne daß der wirkliche Grundriß sich ändert: eben so ändert in dem combinatorischen Denken das dogmatische Wissen zwar nicht seinen ursprünglichen Sinn, wohl aber erscheint das Licht, das von ihm ausgeht, anders und wieder anders gebrochen. Der combinatorische Fortschritt ist die Form der Besinnung und Sammlung und beschreibt deshalb gekrümmte Linien, die in sich zurücklaufen und wieder neue Gebilde aus sich entlassen.

Was endlich die genannten Darstellungsformen des Wissens, die Einleitung, das System und die Encyklopädie betrifft, so entspricht die erste, wie leicht zu erachten, am meisten dem genetischen Denken, welches selbst aber weit über die Einleitung hinaus reicht; das System correspondirt dem dogmatischen Denken, und der combinatorischen Bewegung die Encyklopädie,

obgleich das System auch in der Begründung, der Deduction und dem Beweise selbst genetisch, und die Einleitung, wie schon angedeutet, auch combinatorisch verfährt. Es ist aber zu bemerken, daß nicht alle Wissensformen, also auch nicht alle Wissenschaften in gleichem Grade einer Einleitung bedürfen, wie dieses Wort hier verstanden wird: am meisten die metaphysisch-speculative Wissensform, welche zu eigentlichen Theorien führt; am wenigsten wiederum die Mathematik, sobald sie nur ihr Verhältniß zum metaphysischen Wissen richtig beachtet hat. Indeß herrschen rücksichtlich des Begriffes der Einleitung in die Wissenschaft mancherlei Ansichten, die zwar aus didaktischen Gesichtspunkten zweckmäßig und für sogenannte Lehrbücher auch in den meisten Fällen ausreichend sein mögen, den hier gemeinten Begriff aber gar nicht treffen: denn hier bedeutet die Einleitung Das, was schon Untersuchung ist, nur noch nicht die Wissensform enthält, sondern diese eben erst finden will. Etwas Aehnliches gilt von dem Begriffe der Encyklopädie, von welchem der gewöhnliche Sprachgebrauch sich entfernt hat, indem dieser Begriff in seiner wahren Bedeutung verlangt, daß, wo in seinem Sinne soll dargestellt werden, da auch die Einleitung und das System vorhergegangen, eine völlige Vertrautheit mit der Wissenschaft in der streng systematischen Form schon vorhanden sein muß. Die Encyklopädie nach ihrem wahren Begriffe, demgemäß sie kreisförmige Bewegungen des Denkens unter den Resultaten der Wissenschaft zeichnen will, ist nicht Sache des Anfängers, sondern des Meisters; die encyklopädische Darstellung ist gewissermaßen ein Lustwandeln aus dem einen in das andere Zimmer des großen und mit Kunstsachen, mit vollendeten Producten angefüllten Gebäudes, welches man das System nennt, deren Anblick genossen und in deren Zusammenfassung und Vergleichung neuer Genuß geschaffen werden soll. Ebendeshalb setzt sie von Seiten des Darstellenden eine allbesinnende Sammlung und von Seiten des Hörenden oder Lesenden die am schon Bekannten mitgenießende Empfänglichkeit voraus.

Kehren wir jetzt zum Fragepunkte zurück, so ergeben sich nun auf Grundlage des Gesagten folgende Hauptregeln, durch deren Beachtung das Studium wissenschaftlich und in seiner Bewegung methodisch bestimmt wird.

Die erste von diesen Regeln bezieht sich auf das Verhalten zur Sprache. Während der Wissenschaftliche dieses Verhalten schon kennt und es der Natur seiner Formen gemäß beachtet, muß der Studirende die Kenntniß desselben erst suchen und seiner Unterschiede sich absichtlich versichern. Dazu dient zunächst, daß der Studirende den Begriff oder, wie man es nennt, den Sinn der Sätze gänzlich aus seiner Schale zu befreien und ihn unabhängig von der Sprache zu fassen sucht, in welcher er dargeboten wird. Dies geschieht dadurch, daß er die Sätze nach einander nicht etwa zerlegt, sondern gänzlich umwandelt, also die Sprachform möglichst viel wechseln läßt und bei diesem Wechsel darauf achtet, ob der Sinn als derselbe zurückbleibt oder nicht. Dazu dient auch, daß er über einen und denselben Gegenstand verschiedene Behandlungen miteinander vergleicht, bei dieser Arbeit aber immer selbstthätig in der genannten Weise eingreift. Es ist unmöglich, daß der Studirende sich irgend eines Gegenstandes wahrhaft bemächtige, wenn er sich rücksichtlich desselben nur auf ein Compendium oder ein Heft beschränken wollte. Dazu kommt ferner, daß der Studirende in Rücksicht der verschiedenen Interessen, nach denen derselbe Gegenstand verschieden dargestellt wird, wiederum genau den Styl von dem Inhalte abzusondern hat und, wo es sich um Wahrheit und Wissenschaftliches Erkennen handelt, alle individuellen oder sympathetischen Interessen sammt den ihnen zugehörigen Redeweisen allmälig ganz bei Seite zu stellen lernen muß, oder mit anderen Worten: wo der Studirende in der Wahl der Schriften für sein Studium sich etwa vorzüglich nach dem Eindrucke richten wollte, den sie von der sprachlichen Seite auf ihn machen, da wäre ein wissenschaftliches Studium nicht vorhanden. Am deutlichsten läßt sich dies bei der Ge-

schichte zeigen, weil deren Darstellungen am häufigsten im Dienste individueller oder sympathetischer Interessen stehen, obgleich ein Jeder wissen soll, daß ein Factum und der Zusammenhang der Thatsachen etwas ganz Anderes ist, als wozu sie, um entweder zu unterhalten, oder um für ein Princip zu gewinnen, oder um für eine Idee zu begeistern u. dergl. durch Umbildung in der Sprache gemacht werden. Demnach gilt die Forderung, daß die Wahrheit des Gedankens von der Darstellungsweise befreit werden soll, überall beim Studiren, bei empirischen Gegenständen so gut wie bei speculativen. Endlich aber, und dies ist rücksichtlich des Verhältnisses des Denkens zur Sprache in allen Fällen, welche über die Aneignung eines bloß historischen Stoffes hinausgehen, für das Studium die Hauptsache, kommt es auf die gehörige Beachtung und Benutzung derjenigen Unterschiede an, welche oben einerseits zwischen der genetischen, dogmatischen und combinatorischen Denkbewegung, andererseits zwischen der Einleitung, dem Systeme und der Encyklopädie nachgewiesen sind. In Bezug auf diese Unterschiede, deren genaue Kenntniß erworben werden muß, ist zu fordern, daß der Studirende da, wo ihm Etwas genetisch dargestellt wird, wo also die Erkenntniß successiv aus ihren Gründen und Gegengründen entspringt und die Sprache eben hiernach gewählt ist, immer für sich die dogmatische Sprachform sucht, und umgekehrt die genetische in den Fällen, wo ihm ursprünglich eine dogmatische vorliegt. Die Erfolge hiervon leuchten ein. Im ersten Falle wirft das Studium, indem es die Fäden der Darstellung zusammenzieht, um das Resultat in möglichster Kürze sich zu vergegenwärtigen, alles Unwesentliche derselben bei Seite, und lernt einsehen, daß es meistens gar nicht vieler Sprache bedarf, um einen klar und bestimmt gefaßten Gedanken auszudrücken, mithin Vieles nur eine Zuthat sein muß, die auf dem Wege zu dem Gedanken hin entweder zufällig oder wegen noch fehlender Einsicht entstand. Im anderen Falle dagegen, wo die dogmatische Sprachform in die

genetische umgewandelt wird, muß der Studirende förmlich den Standpunkt des Denkens verlassen, worauf ihn die Darstellung gesetzt hatte; er ist genöthigt, von Begriff zu Begriff rückwärts zu schreiten, um den Anfang derjenigen verschwiegenen Reihen zu finden, deren Durchschnittspunkte allein dogmatisch dargestellt waren; er stellt sich durch diese Operation über den fremden Gedanken, verhält sich freithätig gegen ihn, indem er dessen Erkenntnißquellen aufsucht und gar nicht dafür steht, daß er zu ihm als demselben zurückkehren wird. Es ist schon früher darauf aufmerksam gemacht, wie mit beiden Darstellungsformen der Umstand zusammenhängt, daß Dasjenige, was bei der Untersuchung das Erste war, wovon man ausging, für die spätere Reproduction derselben Erkenntniß das Letzte wird, und umgekehrt, ganz wie Derjenige, der eine mathematische Wahrheit gefunden hat, diese dann als Lehrsatz voranstellt und die Erkenntnißgründe dazu nachfolgen läßt. Weil sich dies nun bei allen dogmatischen Darstellungen so verhält, so erkennt man, daß deren Umwandlung in die genetische für den Studirenden gleichzeitig eine der hauptsächlichsten Denkübungen bildet und ihn überdies, was wiederum insbesondere bei allen philosophischen Untersuchungen von der größten Wichtigkeit ist, allmälig ganz über jeden Einfluß erhebt, der nicht sowohl in der Natur der Sache und der ihr zugehörigen Begriffe, als vielmehr nur in den künstlichen Formen der Sprache liegt. Aehnliches gilt auch rücksichtlich des combinatorischen Verfahrens, wobei, wenn es sich in encyklopädischer Darstellung zeigt, es die vorzüglichste Aufgabe ist, das System zu reconstruiren, oder umgekehrt die encyklopädische Darstellung selbst zu suchen, wenn das System gegeben ist: offenbar eine Forderung, welche das Universitätsstudium nur erst gegen sein Ende vollziehen kann.

Die zweite Hauptregel ferner bezieht sich auf die oben angegebenen Formen des Wissens und läßt sich kurz so ausdrücken: der Studirende soll sich bei seinen Arbeiten ein klares und reines Bewußtsein von den verschiedenen jenen Wissensformen ent-

sprechenden Untersuchungsmethoden aneignen und die Fähigkeit erstreben, danach mit Sicherheit wenigstens den formellen Werth literarischer Producte zu bestimmen. Es ist ausgemacht, daß diese Formen weder vermischt, noch durch einander ersetzt werden dürfen, indem zu jeder von ihnen eigenthümliche Methoden der Erzeugung gehören. Deshalb muß der Studirende sich des Geistes dieser Methoden rein und vollständig bemächtigen und dies durch ein Studium vorzüglicher Meisterwerke aus den empirischen und philosophischen Doctrinen zu erreichen suchen. Es darf ihm nicht bloß daran gelegen sein, in dem ungeheueren Vorrathe der Literatur aller einzelnen Fächer mühevoll und rastlos nur als ein Einsammler zu arbeiten, Reifes und Unreifes durcheinander genießend; dies verträgt sich ebenso wenig mit dem Streben nach Virtuosität, als es gegen den Begriff des Studiums als einer von höheren Ideen geleiteten Selbstthat verstößt. Dies begreifend muß der Studirende auch die Einsicht gewinnen, daß er bei seinem Studium rücksichtlich jenes massenhaften Vorrathes eines sicheren Kriteriums bedarf, welches sein Aneignen und Ausschließen bestimmt; und ein solches liegt eben hier, wie überall, nur in dem klaren Bewußtsein des Methodischen der einzelnen Doctrinen. Ein solches Bewußtsein soll der Studirende, mit Anwendung seiner schon gewonnenen Denkfertigkeit oder seiner schon erworbenen logischen Kenntnisse, den Arbeiten, die er zum Studium wählt, ablauschen; er soll Manches, das er schon der Materie wegen studirt hat, auch der Methode wegen noch einmal studiren, damit sein Vertrauen zum Stoffe entweder wächst, wenn er es verdient, oder abnimmt, wo er sich methodisch fehlerhaft zeigt. Kommt er dabei auf die rechte Spur — und dies ist nicht schwer, sobald nur ein klarer Blick für die einfachen logischen Verhältnisse durch ein Studium der Logik erworben ist —, dann steigert sich die Sicherheit in der Abschätzung geistiger Producte eben so rasch zu einem empfindlichen und keuschen theoretischen Gewissen, wie dasselbe in sittlicher Beziehung da geschieht, wo der Geist nicht schon zu

früh den besseren Eingebungen des Herzens zu widerstreiten gelernt hat.

Hierzu endlich muß sich die treue Vollziehung der dritten Regel gesellen. Für die verschiedenen Formen des Wissens nämlich in keiner Weise verschlossen, soll der Studirende, damit sein Studium ein wissenschaftliches sei, mit steter Aufmerksamkeit die Uebergänge sowohl zu ihnen, als auch der einen in die anderen beachten, sich die dabei stattfindende Umwandlung des Wissensstoffes stets verdeutlichen und, wenn auch immer bemüht, jedes Untersuchungsobject mit den letzten entscheidenden Gründen der Erkenntniß in Zusammenhang zu bringen, dabei doch theils an der allgemeinen Grundlage des menschlichen Wissens, nämlich der Erfahrung, theils an der unveräußerlichen Gewißheit der dem menschlichen Geiste gestellten sittlichen und religiösen Bestimmung festhalten. Jene Uebergänge, die zu den Formen des Wissens und unter ihnen stattfinden, sind Dasselbe, was der Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff, Kenntniß und Erkenntniß, Meinung und Wissen, Lernen und Begreifen, Dichten und Philosophiren ausdrückt, welcher Unterschied in allen Doctrinen liegt, den aber auch alle, die von Wissenschaftlichkeit bewegt werden, zu vertilgen bestrebt sind. Der Physiker und Chemiker, der Naturforscher überhaupt geht zu einer Theorienbildung über; der Philolog und Historiker ebenso; der Jurist sucht nicht minder noch über dem Factischen stehende Principien; der Theolog, selbst wenn er ausschließlich an der Unmittelbarkeit des religiösen Glaubens festhält, ist doch eben diese mit Hilfe gewisser Erkenntnißmittel gegen Angriffe zu schützen genöthigt: überall also, in allen Doctrinen, drängt der Geist zu einer begrifflichen Bewegung hin, durch welche das sinnliche Bild von der äußeren und inneren Welt mit fortgezogen und zu einem Bilde der Erkenntniß umgewandelt wird. Der Studirende soll dies nun zwar einsehen und dieser Bewegung auch folgen; aber er soll sich von den Uebergängen in sie Rechenschaft geben, weil, wenn er dies nicht thut, ihm Nichts dafür bürgen kann, daß er, statt

BAYER. SCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

wahrhaft zu denken, eben bloß phantasirt oder gedichtet habe. Die Erfahrung zeigt, daß in den empirischen Doctrinen Einstimmigkeit nicht selten, im Gebiete der mathematischen Speculation Einstimmigkeit und Sicherheit des Fortschrittes fast überall herrscht, dies rücksichtlich der engeren philosophischen Speculation aber nicht stattfindet, sondern sowohl die Anfänge, wie die Richtungen derselben höchst verschieden und mannigfaltig sind. Hieraus folgt unmittelbar, daß gerade in den Uebergängen aus den empirischen, d. h. bloß logischen Formen, in die des transcendentalen Denkens von dem menschlichen Geiste noch Fehler über Fehler gemacht werden müssen. Aus diesem Grunde ist es zwar wichtig, daß der Studirende sich gleichfalls in vielen transcendentalen Denkformen versucht: ebenso wichtig ist es aber auch, daß er einerseits die Wahl, in welchem Begriffsgebäude sich seine Ueberzeugung festsetzen und ihrer Vollendung entgegenstreben soll, nicht zu voreilig vollzieht, und andererseits, worauf die Regel besonders hindeutet, sich immer wieder sowohl an die empirische Basis des Denkens zurückerinnert, als auch der Speculation unter keiner Bedingung die Aufgabe zugesteht, die Schranken der menschlichen Natur unbesonnen zu überschreiten. Dies heißt mit anderen Worten: die sittliche und religiöse Wahrheit muß bei seinem Studium in keiner Weise in Gefahr gerathen, sondern das letzte und ewig sichere Kriterium sein, von welchem die speculative Bewegung in allen Fällen, wo sie, selbst ohne einen nachweisbaren inneren Fehler kundzugeben, doch in irgend einer Art das, was hier vorausgesetzt wird, richtig gebildete sittlich-religiöse Bewußtsein verletzt, die sichere Weisung erhält, auf der eingeschlagenen Bahn einzulenken und eine bessere aufzusuchen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible] [illegible] [illegible] Weg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß in den entschieden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], im Gebiete der mathematischen [illegible] [illegible] [illegible] vom Standpunkt des Bewußtseins [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die eigenen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], das gerade in den Übergän- [illegible] [illegible] [illegible], z. B. dem logischen Prozeß, in die [illegible] [illegible] [illegible] von dem erscheinenden Geist noch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aus diesem Grunde [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ebenso wichtig ist es aber auch, [illegible] [illegible] [illegible] die einzelnen Begriffsge- stalte [illegible] [illegible] Unterscheidung [illegible] mit ihrer Bedeutung entsprechend ist, nicht zu einseitig [illegible], und [illegible], [illegible] als Regel besonders [illegible], Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Werk des Denkens [illegible], als auch der Spekulation unter keiner Bedingung die Befugnis zugesteht, die Schranken der menschlichen Natur [illegible] zu über- schreiten. Dies heißt mit anderen Worten, die [illegible] und [illegible] Wahrheit muß bei einem Studium [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], sondern das Letzte und ewig [illegible] [illegible] sein, von welchem die spekulative Bewegung in allen Stufen, wo sie, selbst ohne einen nachweisbaren inneren Fehler fortge- gangen, doch in irgend einer Art das, was hier vorausgesetzt wird, richtig gebildete sittlich religiöse Bewußtsein verletzt, die sichere Richtung erhält, auf der eingeschlagenen Bahn einzuhal- ten und eine höhere [illegible].

Druck von [illegible] in [illegible]

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strümpell, Ludwig,

Die Universität und das Universitätsstudium

Mitau u.a. 1848

H.lit.u. 275 t

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447983-4